

Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



Die nächste Generation

In diesem Heft: Credit Suisse Jugendbarometer 2014



Seiner Zeit voraus.

Der neue Audi A7 Sportback.

Die Zukunft beginnt heute dank intelligenten Matrix LED-Scheinwerfern und Audi connect* für einfachen Zugriff auf Online-Dienste. Mehr Infos bei Ihrem Audi Partner oder unter www.audi.ch/A7

*Optionale Serienausstattung

Audi
Vorsprung durch Technik





An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet

1 Philipp Mattheis

Der Münchener Journalist (Jahrgang 1979) berichtet seit 2012 für die «WirtschaftsWoche» aus Schanghai. Für dieses Heft traf er Studenten eines begehrten MBA-Lehrgangs in Hongkong. Was sind ihre Ziele? Was fasziniert sie an Asien? Und warum ist China so attraktiv? *Seite 28*

2 Justin Jin

Der gebürtige Hongkonger begleitete unseren Reporter Philipp Mattheis mit der Kamera durch die chinesische Inselmetropole. Jin (Jahrgang 1974) reist viel und spricht neben zwei chinesischen Dialektken auch Englisch, Russisch und Niederländisch. Er sei Fotograf, Forscher und Geschichtenerzähler, sagt Jin über sich selbst. *Seite 28*

3 Mathias Plüss

Der 41-jährige Schweizer Wissenschaftsjournalist hat Physik, Mathematik und Musikwissenschaften studiert, seine Texte für die «Weltwoche» oder das «Magazin» wurden mehrfach ausgezeichnet. Hier nimmt sich Plüss einer jahrhundertealten, menschlichen Denkkonstante an: des Klagens über «die heutige Jugend». *Seite 44*

4 Stefanie Schramm

Die freie Journalistin und Autorin (u. a. «Die Zeit») schreibt über Energie, Technik und Klima. Für uns hat sie den weltbekannten Psychologen Walter Mischel interviewt, der mit dem «Marshmallow-Experiment» Geschichte geschrieben hat. Eine Methode, um herauszufinden, welche Kinder später erfolgreich sein werden. *Seite 50*

Die heutige Jugend

Wenig ist sicher auf dieser Welt, und zuweilen hat man das Gefühl, es sei immer unklarer, wohin es geht. Sicher ist dies: Die nächste Generation kommt. Und sie wird – früher oder später – die Welt von uns übernehmen (und hoffentlich noch unsere Rente zahlen, Seite 18). Doch wer ist sie? In dieser Bulletin-Ausgabe beschäftigen wir uns eingehend mit der Jugend von heute. Im Mittelpunkt steht dabei das Credit Suisse Jugendbarometer (ab Seite 55), das tiefe Einblicke in das Leben der 16- bis 25-Jährigen in den USA, Brasilien, Singapur und der Schweiz gibt. Hauptresultat: Die Jungen denken, handeln und fühlen heute digital.

Die internationale Jugendexpertin und Professorin Lynne Chisholm bewertet das positiv: Die virtuelle Welt sei nichts anderes als die «Strassenecke der Grosseltern-generation», also ein Ort, wo sich die Jugend ungestört trifft. Nur könnten im digitalen Raum auch schüchterne oder geografisch isoliert lebende Jugendliche dabei sein. Dass man sich auch im Internet schützen muss und wie man das macht, sei einer grossen Mehrheit bewusst. Von Kulturpessimismus hält sie wenig. Sie hält vielmehr den Eltern den Spiegel vor. Diese «haben notorisch ihre Schwierigkeiten, jugendliche Lebenswelten zu verstehen».

Zur Schweiz: Hier leben die Jugendlichen noch unbeschwert, sie fühlen sich materiell abgesichert. Doch erste Probleme tauchen auf: Das Verhältnis Schweiz-EU und die Beziehung zur älteren Generation sind zum langjährigen «Hauptproblem» Ausländer dazugekommen. Thomas Held, studierter Familiensoziologe und ehemaliger, langjähriger Direktor von Avenir Suisse, beschreibt die Schweizer Jugend mit drei Adjektiven: «privilegiert, verwöhnt, verunsichert».

Ab Seite 6 stellen wir sechs Ausnahmetalente vor – wir wünschen viel Vergnügen mit dem Einblick in die Welt von morgen.

Die Redaktion



Wir suchen nach Vertrautem. Damit Sie sich wie zu Hause fühlen.



SCANNEN UM MEHR
ZU ERFAHREN

Eine herzliche Begrüssung. Die angenehme Überraschung. Ihren Lieblingstee genau so serviert zu bekommen, wie Sie ihn mögen. Was immer man im Leben zu schätzen lernt, wird mit der Zeit Teil der eigenen Persönlichkeit. Deshalb legen wir Wert darauf, Sie vertraute Dinge geniessen zu lassen, ohne dass Sie nach ihnen fragen müssen. Uns ist kein Weg zu weit, damit Sie sich wie zu Hause fühlen.


**SINGAPORE
AIRLINES**
A great way to fly

A STAR ALLIANCE MEMBER 

Bulletin: Die nächste Generation

- 6** «Ja, ich will!»
Sechs Ausnahmetalente und wie sie ihr Können zur Meisterschaft gebracht haben.
- 18** «Krieg gegen unsere Kinder»
Ökonom Laurence J. Kotlikoff über die Enteignung der Jungen durch die Alten.
- 23** Finanzielles Unwissen
Geld, Zinsen und Co. – für viele Schüler unbekannte Welten.
- 25** Das macht ...?
Ein Quiz für Schüler (und ihre Eltern) zu Schulden, Zinsen und anderen Geldfragen.
- 26** Mädchen tippen anders
Wie junge Frauen sich mit der Informatik anfreunden.
- 28** Wenn Asien wächst
Was treibt Studenten an, die den besten MBA-Lehrgang Asiens absolvieren?
- 39** Wer ist der Nächste?
Bei 70 000 Schweizer KMU stehen Nachfolgen an. Worauf es dabei wirklich ankommt.



- 40** «Interesse und Nachfrage»
Wie findet eine Firma gute Leute und wie finden gute Leute eine interessante Firma?
- 42** Stechmücke 2.0
Ein genveränderter Moskito soll das tödliche Dengue-Virus zurückdrängen.
- 44** Immer schlimmer
Die «heutige Jugend» war in der Geschichte stets Grund, sich darüber aufzuregen.
- 48** Schneller, weiter, höher
Die neueste Generation von Athleten ist gar nicht so viel besser als ihre Vorgänger.
- 50** «Versuchung im Paradies»
Der Psychologe Walter Mischel über die Frage, welche Kinder ihr Leben besser meistern.
- 54** Die kleinen Erfolge
Leanne Moores Leben änderte sich mit der Freiwilligenarbeit an einer Schule.



Credit Suisse Jugendbarometer 2014

- 55** So denkt die Jugend:
Die Umfrage



- 58** Digitales Universum:
Apps und Gadgets

- 60** Lebensziele und Werte:
Zuversicht und Frust

- 62** Essay Schweizer Jugend:
Privilegiert, verunsichert
Von Thomas Held

- 65** Interview International:
Die digitale Bereicherung
Von Lynne Chisholm

- 68** Schule, Beruf, Finanzen:
Generation Vernunft

- 70** Politik und Gesellschaft:
Drohen Unruhen?

- 72** Die letzte Seite:
Die übernächste
Generation



Jetzt im App Store

Die App «News & Expertise», mit dem Bulletin und weiteren aktuellen Publikationen der Credit Suisse.
www.credit-suisse.com/bulletin



Impressum: Herausgeberin: Credit Suisse AG, Projektverantwortung: Mandana Razavi, Claudia Hager, Inhaltskonzept, Redaktion: Ammann, Brunner & Kroboth AG (www.abk.ch), Gestaltungskonzept, Layout, Realisation: Craft Kommunikation AG (www.crafft.ch), Fotoredaktion: Studio Andreas Wellnitz, Berlin, Druckvorstufe: n c ag (www.ncag.ch), Druckerei: Stämpfli AG, Auflage: 130 000, Kontakt: bulletin@abk.ch (Redaktion), abo.bulletin@credit-suisse.com (Abonnementenservice)

Ausnahmehrscheinungen.

Die neue Generation CLS.
Jetzt bei Ihrem Mercedes-Benz Partner.

Ikonen erkennt man an ihrem Auftritt. Mit jeder Linie drücken sie ihre Vision aus. Jede Form adelt ihre Funktion. Das macht sie unverwechselbar – in jeder Generation. Erleben Sie zwei Ikonen der Eleganz: das neue CLS Coupé mit seiner begeisternden Dynamik und den neuen CLS Shooting Brake, den Kombi mit Coupéheck.

www.mercedes-benz.ch/cls





Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.

Ja, ich will!

Sie sind Sportlerinnen, Denker oder Handwerker.
In dem, was sie tun, gehören sie zu den Besten.
Sechs Ausnahmetalente aus sechs Disziplinen
erzählen, wie sie ihr Können zur Meisterschaft
gebracht haben.

Texte: Sandro Benini, Michael Krobath, Mandana Razavi und David Schnapp



In fast jeder Spielsituation eine Lösung: Lia Wälti, Fussballerin beim 1. FFC Turbine Potsdam.

Lia Wälti

SPORTLERIN, 21,
AUS LANGNAU IM EMMENTAL,
SCHWEIZ

Fragt man Lia Wälti nach ihrer herausragenden Eigenschaft, nennt sie weder ihre grossartige Spielübersicht noch die stupende Ballbehandlung. Sondern sie sagt: «Meine grosse Ruhe. Ich finde in fast jeder Spielsituation eine Lösung.»

Die 21-Jährige aus Langnau im Emmental gilt als die Hochbegabte einer sehr talentierten Fussballerinnen-Generation. Auch dank ihr qualifizierte sich die Schweiz kürzlich für die WM 2015 und damit erstmals überhaupt für ein internationales Turnier. «Sie ist eine absolute Führungsspielerin. Ihr Spielverständnis erinnert an Bayern-Star Philipp Lahm», sagt Nationaltrainerin Martina Voss-Tecklenburg. Und: «Sie ist eine der intelligentesten Spielerinnen der Welt.» Anerkennung kommt auch vom deutschen Spitzenklub

1. FFC Turbine Potsdam, wo sie sich bereits in ihrer ersten Saison etablierte: «Lia ist die grosse Entdeckung für uns», schwärmt Coach Bernd Schröder.

Aber warum ragt gerade sie heraus aus den über 22 000 lizenzierten Fussballerinnen in der Schweiz? Mit 1,67 Meter und 61 Kilo ist sie weder besonders gross noch besonders kräftig. Auch in Sachen Schnelligkeit ist sie gerademal Durchschnitt. Ist Erfolg eine genetische Disposition? Ist es das Umfeld? Oder entscheidet das Durchhaltevermögen? «Einzelne Komponenten genügen nicht, für ganz nach oben muss alles stimmen», sagt ihre Trainerin Voss-Tecklenburg.

Der Aufstieg von Lia Wälti zeigt dies exemplarisch. Durch die Mutter, eine Handball-Junioren-Internationale, und den Vater, einen 1.-Liga-Fussballer, wurden ihr die koordinativen Fähigkeiten in die Wiege gelegt. Sport prägte die familiären Freizeitaktivitäten: «Rollerbladen, Velofahren, Schwimmen, wir haben alles gemacht», sagt Lia. >

Als Neunjährige begann sie beim örtlichen Fussballverein. Mit dreizehn wurde sie von der damaligen Nationaltrainerin Bea von Siebenthal entdeckt und für die Credit Suisse Academy in Huttwil selektiert, das Ausbildungszentrum des Fussballverbandes. «Eine absolut entscheidende Phase», sagt Lia Wälti. «Dort begriff ich, was wirklich in mir steckt, und fokussierte ganz auf den Fussball.» Nach Abschluss der Schulzeit begann sie die neue KV-Lehre für Sportler. Sie war damit eine der ersten Schweizer Fussballerinnen, die sich dank verbesserten Strukturen auf den Sport konzentrieren konnten. Und genau dies ist laut Forschung unerlässlich: Der Mensch muss eine Sache 10000 Stunden – etwa zehn Jahre – lang üben, so zeigen Untersuchungen, um Spitzenleistungen zu erbringen.

Strukturen allein genügen nicht. Ebenso wichtig ist das Umfeld. «Ich wurde stets gefördert», sagt die Emmentalerin, «und gezwungen, an meine Grenzen zu gehen.» Wie es für Hochbegabte typisch ist, mass sie sich meist mit Stärkeren und Älteren. Schon mit fünfzehn Jahren stand sie im Halbfinal der U19-Europameisterschaft. Bei den Berner Young Boys trainierte sie als einziges Mädchen mit den jungen Männern der U16. Und das Frauenteam von YB führte sie zum Meistertitel – als gerade mal 18-Jährige.

Letztlich stimmt bei Lia Wälti auch die Einstellung. Heben Wunderkinder gerne ab, so ist sie auf dem Boden geblieben. Als mit 17 die ersten Auslandangebote kamen, sagte sie ohne zu zögern ab. «Sie verhält sich absolut professionell», sagt Martina Voss-Tecklenburg, «und ist nahe an der perfekten Fussballerin.»

Nun wartet die ganz grosse Bühne auf Lia Wälti: die WM 2015 in Kanada. Dort wird sich zeigen, ob sie schon bereit ist für den letzten Schritt vom Talent zum internationalen Star. Die Gelassenheit dazu hat sie.

Elia Palme

JUNGUNTERNEHMER, 33,
AUS LUGANO, SCHWEIZ

Die Idee, die Elia Palme zum Gründer eines Start-up-Unternehmens machen sollte, kam ihm im Tram. Als er in Freiburg, Lausanne und Zürich Informatik studierte, las er auf dem Weg zur Universität jeweils auf seinem Smartphone Nachrichten und Reportagen verschiedener Zeitungen. Dabei ärgerte es ihn, dass er für jede Publikation, die er konsultieren wollte, eine eigene App öffnen musste. «Das sollte man alles in einer einzigen App geliefert bekommen», dachte Palme. Er konfrontierte seine Professorin mit der Idee, eine solche App zu entwickeln. Diese ermunterte ihn dazu. Heute ist der 33-jährige Tessiner Gründer des Start-ups News cron mit Sitz in Lugano. News cron gewann mehrere Preise für Start-ups, das im Oktober 2012 gegründete Unternehmen beschäftigt bereits sechs Mitarbeiter.

Wer News cron auf sein Smartphone herunterlädt, kann bestimmte Länder, Interessengebiete und Medien auswählen – und bekommt die entsprechenden Informationen übersichtlich und klar strukturiert geliefert, ohne jemals die App wechseln zu müssen.

Schon in der Schule interessierte sich Palme ausschliesslich für Informatik, weshalb er alles andere vernachlässigte. «Ich war ein schlechter Schüler», gibt er umwunden zu. Nach der Sekundarschule begann er eine vierjährige Lehre in einem Informatikbetrieb.

Sein Chef erkannte, welch grosses Talent in Palme schlummerte, und ermunterte ihn, das Hochschulstudium nachzu-

Tessin als Standortvorteil
(ohne Google und Microsoft):
Elia Palme, Start-up-Gründer.





holen. Er war sogar bereit, ihn dabei finanziell zu unterstützen.

Palme und seine Mitstudenten bedauerten, dass es in ihrem Heimatkanton kaum ein spannendes Unternehmen gab, bei dem sie später arbeiten könnten. «Es war mein Traum, das erste Tessiner IT-Unternehmen zu gründen, das für meine Freunde und andere kompetente Informatiker aus der Südschweiz attraktiv wäre», sagt Palme. Ein weiterer Grund, Lugano als Standort zu wählen, seien die, verglichen mit Zürich, tieferen Lebens- und Lohnkosten und die Tatsache, dass der Wettbewerb im IT-Bereich weniger ausgeprägt sei. «Wenn ich einen guten Mitarbeiter gefunden habe, der im Tessin leben will, gibt es hier weder Google noch Microsoft, die ihn mir abwerben könnten.»

Die Grundfunktionen von News cron sind gratis, der sogenannte Premium Account mit differenzierteren Anwendungen ist hingegen kostenpflichtig. Laut Palme wurde die Applikation bisher mehrere Hunderttausend Mal heruntergeladen.

Der Tessiner Jungunternehmer will die Art des Online-Zeitunglesen verändern. Er vergleicht die Funktion seines Unternehmens mit jener eines Kiosks. «Keinem Verlag käme es in den Sinn, für den Verkauf seiner Publikationen eigene Kioske zu betreiben; genauso sollte irgendwann nicht mehr jede Zeitung eine eigene Applikation mit den damit verbundenen Kosten herstellen, sondern ihre digitalen Inhalte über Firmen wie News cron vertreiben – zumal wir in Zukunft zusätzlichen Mehrwert schaffen werden, etwa durch Kuratoren, die sich um bestimmte Wissensgebiete kümmern.» Für das Grundproblem der heutigen Zeitungen, nämlich die Gratiskultur im Internet, hat Palme keine Patentlösung. Aber er ist überzeugt: «Zeitungen, wie wir sie heute kennen, wird es nicht mehr lange geben.»



«Mit fünf Jahren habe ich gelernt,
eine Geige zu halten»:
Violinist Sergey Khachatryan.



Sergey Khachatryan

MUSIKER, 29,
AUS JEREWAN, ARMENIEN

Seine Religion sei die Musik, sagt der 29-jährige Violinist Sergey Khachatryan. Geboren in Jerewan (Armenien) und später in Deutschland aufgewachsen, entwickelte der kleine Sergey schon früh eine Beziehung zu seinem späteren Instrument. «Ich erinnere mich, wie ich mit fünf Jahren gelernt habe, wie man eine Geige hält. Da habe ich mich zu Hause auf einen Stuhl gestellt und habe die Geige unters Kinn gehalten, ohne zu spielen, aber alle sollten klatschen. Dieses Spielen allein des Applauses wegen ist später komplett zurückgegangen. Heute kann ich von mir behaupten, dass ich eigentlich gar nicht für das Publikum spiele», sagte Khachatryan in einem Interview mit der Schweizer Kulturzeitschrift «Du».

Trotzdem sieht sich Khachatryan nicht als geborener Geiger: «Es ist eher das Interesse an der Musik, das heißtt, mich in einer anderen Welt zu bewegen.» Da seine Eltern und seine Schwester alle Piano spielten, sollte er es mit der Geige versuchen. «Es geschah einfach, damit ich mit der Musik in Berührung kam», so Khachatryan.

Khachatryan schaffte seinen Durchbruch als 15-Jähriger mit dem Gewinn des international renommierten Violinwettbewerbs Jean Sibelius in Helsinki. Im Jahr 2000 ging er daraus als jüngster Sieger aller Zeiten hervor, zwei Jahre später erschien seine erste CD und mittlerweile hat der junge Geiger schon mit vielen grossen Orchestern zusammengespielt und ist in den besten Häusern der Welt aufgetreten. Zuletzt wurde Khachatryan mit dem renommierten Credit Suisse Young Artist Award 2014 ausgezeichnet und spielte mit den Wiener Philharmonikern Werke von Beethoven und Dvořák im Rahmen des Lucerne Festival.

Obwohl er aus einer Musikerfamilie stammt, sei nicht klar gewesen, dass auch er eine Musikerlaufbahn einschlage, sagt der hochtalentierte Geiger. Er habe von seinem Vater nicht nur das Gefühl für Töne, sondern auch die Leidenschaft >

für Autos geerbt. «Wäre ich nicht Musiker, so würde ich vielleicht Rennen fahren», sagt Khachatryan.

Die Karriere von Sergey Khachatryan verlief bei aller Frühförderung nicht explosionsartig, sondern entwickelte sich Schritt für Schritt. Bis heute. Der junge Mann mit einer fast scheuen, jungenhaften Aura wurde weder als Medienstar inszeniert, noch hat man ihn pausenlos durch die Konzertsäle der Welt gejagt. Er selbst sagt: «Ich habe nicht von heute auf morgen einen grossen Namen bekommen.» Zum sorgfältigen Aufbau der Karriere gehörte die Anzahl der Konzerte, sein Management halte ihn nicht dazu an, 120 Mal im Jahr aufzutreten, was einen jungen Musiker schnell auslaugen könnte. Er spielt bloss etwa 40 Konzerte pro Saison und habe das Glück, dass er trotzdem mit grossen Orchestern auftreten könne – etwas Glück braucht es halt auch für eine grosse Karriere.

Die Kritiker jedenfalls sind voll des Lobes. Ihm zuzuhören heisse, «zu horchen, das Gehör herunterzufahren, die Sinne zu öffnen und auf die Reise mitzugehen», schrieb etwa die «Neue Zürcher Zeitung» über einen Auftritt, den Khachatryan zusammen mit seiner Schwester Lusine am Piano in Basel hatte. Die «Süddeutsche Zeitung» charakterisierte den Geiger so: «Gegensätzlicher kann Musik kaum sein: hier poetische Zartheit und vitaler Rausch, dort düsteres Grübeln, hartes Aufschreien und bodenlose Schwermut.»



Carolina De Robertis

SCHRIFTSTELLERIN, 39,
AUS CAMBRIDGE,
GROSSBRITANNIEN

Carolina De Robertis verfasste den Roman, der ihr 2009 den internationalen Durchbruch als Autorin verschafft hat, heimlich. Zuvor hatte sie eine Professorin für kreatives Schreiben mehrmals abgewiesen, als sie sich für ihren Kurs einschreiben wollte. Aus Angst davor, mit dem Buchprojekt zu scheitern, verschanzte sie sich in ihrer Wohnung und schrieb die

Wochenenden durch. Der Drang, die Geschichte aufzuschreiben, die sich seit ihrem 16. Lebensjahr in ihrem Inneren zu regen begann, war stärker als das angeschlagene Selbstbewusstsein.

Die Einschätzung der Professorin sollte sich als falsch herausstellen: Kritiker namhafter Zeitungen in den USA und Europa, vom «San Francisco Chronicle» bis hin zur irischen «Sunday Business Post», feierten De Robertis' Debütroman «Die unsichtbaren Stimmen» als Meisterwerk. Sie sei der neue Stern am Firmament der lateinamerikanischen Literatur, die lang erwartete neue Stimme, die sich naht-

Es gibt noch viele Geschichten, die ungeschrieben sind: Carolina De Robertis, Autorin und Reisende (England, Schweiz, Kalifornien und Uruguay).



los einfüge in die Reihe von Grössen wie Isabel Allende und dem kürzlich verstorbene Schriftstellergiganten und Nobelpreisträger Gabriel García Márquez.

Und tatsächlich, angesprochen auf Autoren, die sie in ihrem Stil und ihrem Schreiben beeinflusst haben, erzählt De Robertis, dass Márquez' epische Familiensaga «100 Jahre Einsamkeit» ihr als Dreizehnjähriger eine vollkommen neue Welt eröffnet habe. Gleichzeitig sei sie, wie viele Teenager, auf der Suche nach ihren Wurzeln gewesen. Carolina De Robertis wurde 1975 in England als Tochter uruguayischer Migranten geboren. Später erhielt ihr Va-

ter, ein Professor für Mikrobiologie, einen Lehrauftrag in der Schweiz, die Familie lebte einige Jahre in Basel, bevor sie 1985 nach Oakland, Kalifornien, zog.

Mit 16 dann wurde Carolinas grosse Sehnsucht, die Heimat ihrer Eltern kennenzulernen, erfüllt. Die Erfahrungen, die sie während ihrer Zeit in Uruguay machte, liessen sie nicht mehr los und bahnten sich ihren Weg als Geschichten in ihren Kopf. Es sollte noch ein paar Jahre dauern, ehe sie mit der festen Absicht, für ihr Buch zu recherchieren, nach Uruguay zurückkehrte, um die Essenz des Landes und seiner Menschen zu verinnerlichen und zu Papier zu

bringen. Sie studierte Literatur, unterrichtete und arbeitete als Beraterin für Vergewaltigungspfifer, ehe sie den Mut fasste, die ersten Zeilen niederzuschreiben.

Sie sagt, die Geduld habe sich gelohnt, und sie möchte die Erfahrungen, die sie als Lehrerin und Beraterin gesammelt habe, nicht missen. «Es ist mir ein Anliegen, auch die nächste Generation zum Schreiben zu ermutigen und sie für Literatur zu begeistern. Und durch die Arbeit als Sozialberaterin habe ich gelernt, zuzuhören und zu erkennen, wie viele tragische Einzel- und Familienschicksale es auf dieser Welt gibt. Ich habe erfahren, zu welcher Stärke der menschliche Geist fähig ist.» Es gebe noch immer viel zu viele Geschichten, die ungeschrieben blieben, sagt De Robertis. Sie wolle mit ihrer Arbeit dazu beitragen, diesen «unsichtbaren Stimmen» Gehör zu verschaffen. Liest man ihre Texte, deren poetische Sprache mit den oft brutalen Schilderungen der Vergangenheit Südamerikas kontrastiert, fühlt man, wie die Geschichten der Menschen und des Landes lebendig werden. Und man weiss, dass die Kritiker ihr Talent richtig einschätzen.

Bibliografie: «Die unsichtbaren Stimmen» (2009), «Perla» (2012). 2015 erscheint ihr neues Buch «The Gods of Tango» in den USA und in Deutschland.

Sam Mealy

DENKER, 23,
AUS DUBLIN, IRLAND

Sam Mealy war immer ein hervorragender Schüler. Seine brillanten Leistungen in sämtlichen Fächern, ob in Fremdsprachen, Geschichte oder Mathematik, schreibt er jedoch nicht nur Intelligenz und Talent zu, sondern auch dem Einfluss seines Elternhauses. Bis er dreizehn Jahre alt war, hatte seine Familie keinen Fernseher, weshalb Bücher die wichtigste Unterhaltung des Jungen waren. Seine Mutter ist Wissenschaftlerin und Universitätsprofessorin, sein Vater Chirurg. Für beide sind Leistungsbereitschaft, Fleiss, Lektüre und intellektuelle Neugier zentrale Werte im Leben. Daneben hat Lernen für Mealy, der gut Deutsch spricht, einen Reiz an und für sich.

In der Primar- und Sekundarschule wurde er oft als Streber verspottet. «Viele Jugendliche finden es nicht cool, wenn jemand brilliert in der Schule. Dass ich damals auch ziemlich gut Fussball spielte, half, das Image als Nerd etwas abzustreifen.» Mealy hätte Wirtschaft, Informatik oder Ingenieurwissenschaften studieren und schon als junger Mann viel Geld verdienen können. Stattdessen entschied er sich für Politische Wissenschaften und Geschichte, weil ihn das menschliche Verhalten, die Entwicklung von Gesellschaften und Ländern, die Interaktionen und Entscheidungen von Individuen mehr als alles andere interessieren. Während und nach seiner akademischen Ausbildung verfasste er mehrere Essays, die international ausgezeichnet wurden. Sein Artikel «Den Drachen zähmen: Konfliktlösung im Südchinesischen Meer» erhielt den von der Credit Suisse gestifteten Preis von «Project Firefly», das junge akademische Talente fördert. Daneben hat Mealy einige Siege an irischen und internationalen Crosscountry-Laufwettbewerben (Querfeldein) errungen.

Der hohen Arbeitslosigkeit in Europa, dem Konkurrenzdruck, dem Gerangel um Einstiegschancen und offene Stellen, denen sich zumal Geisteswissenschaftler ausgesetzt sehen, vermochte sich aber

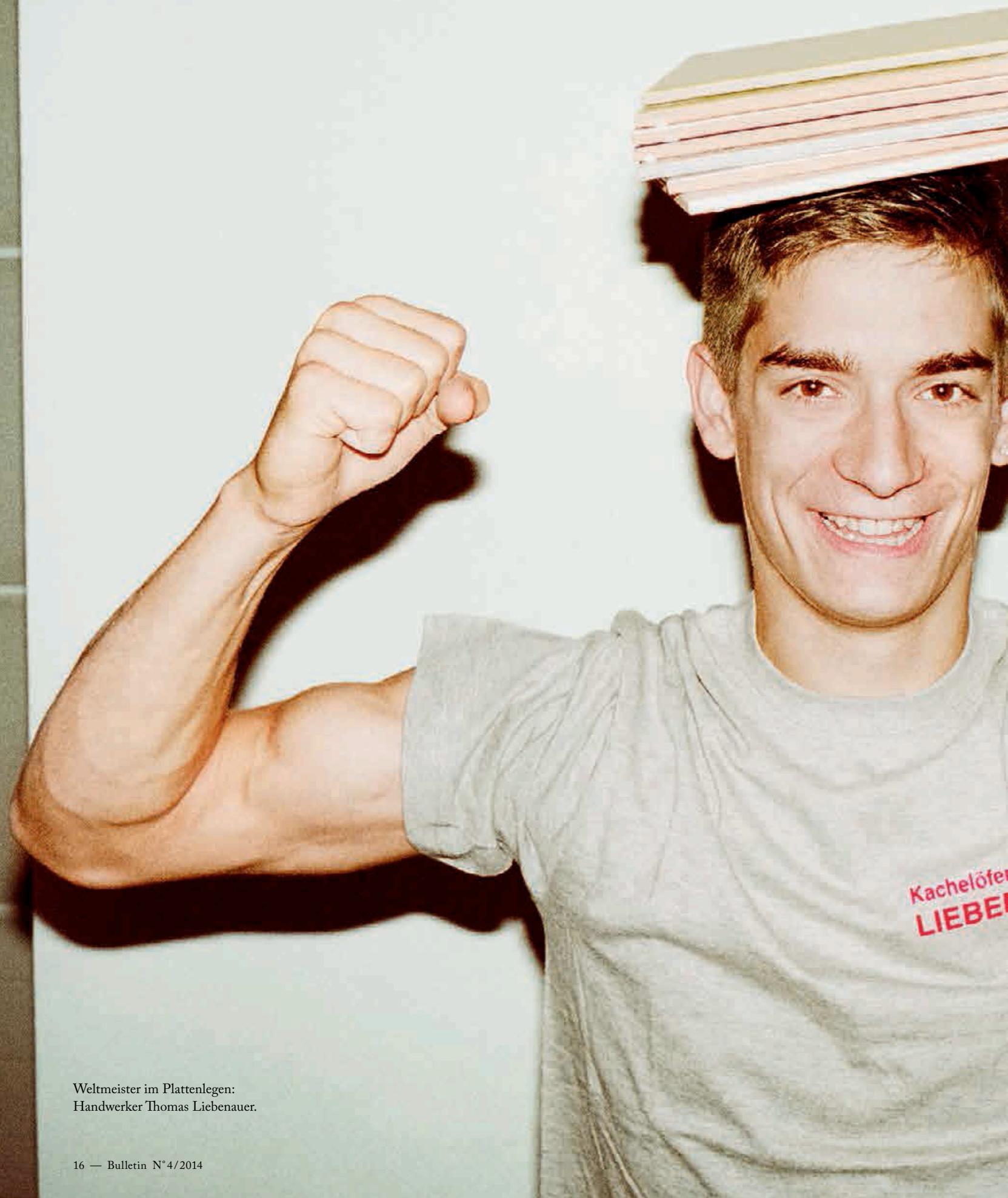
auch ein brillanter Kopf wie Mealy nicht zu entziehen. Nachdem er 2013 sein Studium beendet hatte, verschickte er sechzig Bewerbungen an internationale Organisationen, akademische Institute, NGOs und Thinktanks in ganz Europa – und sechzig Mal bekam er entweder keine Antwort oder eine Absage. «Dass ich mich weigerte, ein Praktikum ohne Bezahlung anzunehmen, hat meine Chancen sicherlich nicht erhöht», sagt er. Aus seiner frustrierenden Erfahrung zog Mealy den Schluss, dass man für Fleiss, Einsatz und harte Arbeit nicht immer belohnt wird: «Dieser American-Dream-Mythos, von dem ich in meiner Kindheit und Jugend so oft gehört habe, stimmt offensichtlich nicht. Die richtigen Beziehungen, einflussreiche Freunde des Vaters, das Ansehen der Familie sind wichtiger.»

Statt bei einer internationalen Organisation arbeitet Mealy nun für den Internet-Dienstleister Dropbox. Der Job ermöglichte es ihm, ökonomische und technologische Kenntnisse zu erwerben. Kürzlich hat Mealy einen sechsmonatigen Kurs in San Francisco absolviert, dem Hauptsitz der Firma. Sein berufliches Lebensziel hat er dabei nicht aus den Augen verloren: in jenem Bereich wissenschaftlich zu arbeiten, der ihn seit seiner frühen Jugend umtreibt – der Politik.

*Die Credit Suisse unterstützt
«Project Firefly» als Gründungssponsor.
www.project-firefly.com*

Leistungsbereitschaft, Fleiss,
Lektüre und intellektuelle
Neugier: Sam Mealy,
Essay-Preisgewinner,





Weltmeister im Plattenlegen:
Handwerker Thomas Liebenauer.

Thomas Liebenauer

HANDWERKER, 22,
AUS JAHRINGS, ÖSTERREICH



Seinen grossen Triumph errang Thomas Liebenauer im Juli 2013. Damals wurde der junge Handwerker aus dem niederösterreichischen Dorf Jahrings bei den World Skills in Leipzig Weltmeister im Plattenlegen. Wettkämpfer aus 26 Nationen beteiligten sich am Wettbewerb, bei dem es darum ging, das Brandenburger Tor nachzubauen und mit Platten (Fliesen) zu verkleiden – «zu verfliesen», wie Liebenauer sagt.

Insgesamt waren tausend Teilnehmer aus 67 Nationen und 50 Berufssparten nach Leipzig gereist. «Wir hatten an vier Wettkampftagen total 22 Stunden Zeit; wenn der Schiedsrichter zur Pause pfiff, mussten wir unser Werkzeug augenblicklich niederlegen, damit keiner länger

arbeiten konnte als der andere.» Was zählte, war, dass man sein Werk innerhalb der festgesetzten Zeit beendete, und natürlich, dass es schön und genau auskleidet war. Der junge Österreicher spricht in knappen, emotionslosen Sätzen, aber ein wenig vom Stolz auf seinen Weltmeistertitel verraten sie dennoch. In seinem Dorf und der sieben Kilometer entfernt gelegenen Stadt Zwettl ist Liebenauer zum Lokalprominenten aufgestiegen. Zeitungen haben ihn befragt und porträtiert, die Präsidentin der niederösterreichischen Handelskammer gratulierte ihm ebenso wie der Obmann der Wirtschaftskammer von Zwettl. Für die beiden Funktionäre beweist Liebenauers Sieg, wie hochstehend das heimische Gewerbe, wie wettbewerbsfähig die handwerkliche Ausbildung und wie effizient das duale Schul- und Berufssystem des Bundeslandes ist.

Liebenauer wusste schon als Kind, dass er einmal im Betrieb seines Vaters als Plattenleger arbeiten würde. «Die Schule und das Lernen interessierten mich nicht besonders. Ich habe immer lieber gebastelt, ich habe gerne in der Garage mit Holz irgendwelche Sachen zusammengebaut. Oder ich habe meinen Vater auf eine Baustelle begleitet. Ich war lieber draussen als im Schulzimmer.» Nach Abschluss der neunjährigen Schulzeit begann er, in seinem Traumberuf zu arbeiten, dieses Jahr hat er die Meisterprüfung abgelegt.

Seinen Alltag schildert Liebenauer mit der ihm eigenen Lakonie: «Wir fahren frühmorgens auf die Baustelle, arbeiten, am Abend gehe ich zurück nach Hause und dann meistens noch zu meiner Freundin.» Mit «wir» sind neben Liebenauer selbst ein Lehrling sowie sein Vater gemeint. Dass dieser gleichzeitig sein Vorgesetzter ist, habe noch nie Probleme bereitet. Liebenauers Hobby ist Sport, insbesondere Fussballspielen und Radfahren, zudem ist er Mitglied bei der freiwilligen Feuerwehr. Manchmal trifft er sich in Zwettl mit Freunden auf ein Bier. Im Familienbetrieb, der aus Wohnhaus und Werkstatt besteht, arbeiten vier Gesellen und zwei Lehrlinge. «Die Unternehmerprüfung muss ich noch machen, wenn ich den Betrieb irgendwann einmal übernehmen will», sagt Liebenauer. Bis sein Vater in Rente gehe, dürfte es allerdings noch etwa fünfzehn Jahre dauern. Dann wird der weltweit beste Plattenleger sein eigenes Geschäft führen.



«Wir haben den Ruhestand in eine gut bezahlte, langfristige Beschäftigung verwandelt»: Wissenschaftler Kotlikoff über das Rentensystem.

«Wir führen Krieg gegen unsere eigenen Kinder»

Der renommierte amerikanische Ökonom Laurence J. Kotlikoff sieht schwarz für die kommenden Generationen: Sie werden ausgebeutet und praktisch enteignet. Altersvorsorge und Gesundheitswesen seien nicht mehr zu finanzieren. Um die westliche Welt zu retten, brauche es radikale Reformen und Verzicht.

Interview: Daniel Ammann und Michael Krobath

Professor Kotlikoff, Sie warnen vor einem Clash of Generations, einem Konflikt der Generationen. Wie schlimm ist die Lage?*

Schlimmer, als wir meinen. Ich habe noch untertrieben: Es ist kein Konflikt der Generationen, es ist ein Krieg. Wir führen einen Krieg gegen unsere eigenen Kinder. Und wissen Sie, was das Schlimmste ist? Wir sind daran, diesen Krieg zu gewinnen.

Krieg? Sie verwenden ein drastisches Bild. Kein Krieg natürlich, der mit Panzern und Haubitzen geführt wird. Aber ein Krieg der Finanzierungslücken und des immer grösseren Konsums der Älteren auf Kosten der kommenden Generationen. Das zeigt sich am deutlichsten bei der Altersvorsorge. Sie ist unser fatalster Erfolg: Wir haben den Ruhestand in eine gut bezahlte, langfristige Beschäftigung verwandelt. Wir wollten es unseren Älteren recht machen, indem wir ihnen immer höhere Beträge zusprachen, um sie gesund zu halten und abzusichern.

Das ist doch grossmütig. Wieso soll das ein Krieg sein?

Damit tun wir unseren Kindern, Enkeln und Urenkeln grosses Unrecht an. Wir bürden ihnen massive Regierungsschulden auf, um diese Grosszügigkeit

zu bezahlen. Diese ungedeckten Rechnungen erstrecken sich bis in alle Ewigkeit. Unsere Kinder werden nicht in der Lage sein, sie zu begleichen. Und auch wir sind weit davon entfernt, sie bezahlen zu können – oder bezahlen zu wollen.

Was hat das für Folgen?

Wir beuten die zukünftigen Generationen fiskalisch aus. Die Jungen werden auf Jahrzehnte hinaus praktisch enteignet. Das passiert in meinem Land, den USA. Das passiert in Westeuropa. Das passiert in China und in Japan. Die Jungen

«Mein Land, die USA, ist pleite – und wir wissen es noch nicht einmal.»

realisieren das noch nicht, aber sie werden die Zeche bezahlen müssen. Sie wachsen mit finanziellen Verbindlichkeiten auf, welche die künftigen Regierungen garantiert einmal von ihnen einfordern werden.

Wieso wird nichts dagegen unternommen?

Die Jüngeren sehen in den älteren Menschen ihre Eltern und Grosseltern und unterstützen sie. Die Älteren aber sehen offenbar nur Fremde, wenn sie an jüngere Menschen denken. Wir handeln nicht

wie Erwachsene. Erwachsene kümmern sich um ihre Kinder. Wir tun das nicht.

Was müsste passieren?

Zuerst müsste man überhaupt mal anerkennen, wie schlimm die Situation ist. Wenn Privatleute ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen können, sind sie bankrott. Wenn Unternehmen ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen können, sind sie bankrott. Und wenn Länder ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen können, sind sie bankrott – selbst wenn sie Geld drucken, das von anderen Ländern noch akzeptiert wird.

Sie sagen: Die westliche Welt ist bankrott?

Mein Land, die USA, ist pleite – und wir wissen es noch nicht einmal. Die amerikanische Regierung bringt es nicht einmal fertig, unsere fiskalische Lücke vor einem unendlichen Zeithorizont auszurechnen. Und sie legt nicht offen, ob ihre Anlagen die expliziten und impliziten Verbindlichkeiten der Zukunft decken können. Das ist betrügerische Buchhaltung! Schlimmer als, was Bernie Madoff mit seinem Schneeballsystem oder Enron mit ihren Bilanzfälschungen trieben.

Erklären Sie uns bitte kurz, was Sie unter fiskalischer Lücke verstehen.

Ganz einfach gesagt: Die fiskalische Lücke ist die Kreditkarten-Rechnung der Regierung. Sie ist die Differenz zwischen den zu erwartenden künftigen >

*Laurence J. Kotlikoff und Scott Burns, «The Clash of Generations: Saving Ourselves, Our Kids, and Our Economy», MIT Press, 2012

Einnahmen und allen voraussichtlichen Ausgaben eines Staates. Das Problem sind nicht einmal die offiziellen Staatsschulden, die in den Statistiken ausgewiesen werden. Das Problem sind die versteckten Schulden, die impliziten Zahlungsversprechungen, die wohlweislich aus den Büchern der Regierung herausgehalten werden. Die USA haben – wenn man diese impliziten Zahlungsversprechungen des Renten- und Gesundheitssystems mit einberechnet – eine grössere fiskalische Lücke als etwa Griechenland oder Spanien.

«Die meisten Pensionssysteme sind nichts anderes als Schneeballsysteme.»

Wie gross ist sie?

Dem amerikanischen Staat fehlen 202 Billionen Dollar, um allen Ansprüchen, die er seinen Bürgern versprochen hat, künftig gerecht werden zu können. Das sind 202 000 Milliarden. Die Lücke ist so gross wie zwölf Mal das Bruttoinlandprodukt. Die meisten westlichen Industriestaaten sehen sich mit einer ähnlich desolaten Situation konfrontiert. Wir haben sie vor einigen Jahren auch für Deutschland ausgerechnet und kamen damals schon auf eine Lücke von sieben Billionen Euro. Die Pensionssysteme der meisten Industriestaaten sind nichts anderes als Schneeballsysteme, die nun schon seit Jahrzehnten betrieben werden. Sie fallen in sich zusammen, sobald die Jungen die Zahlungen an die Älteren nicht mehr leisten wollen – oder nicht mehr leisten können. Sie können schliesslich nicht mehr Steuern bezahlen, als sie überhaupt verdienen.

Ihre Diagnose ist niederschmetternd.

Haben Sie auch eine Therapie?

Klar ist: Es gibt keine schmerzlosen Lösungen. Über die letzten Jahrzehnte ist der Pro-Kopf-Verbrauch der Älteren dramatisch angestiegen. 1960 konsumierten die 80-Jährigen durchschnittlich etwa

zwei Drittel so viel wie 30-Jährige. Heute verbrauchen sie 50 Prozent mehr als 30-Jährige. Das ist eine massive Umverteilung von den Jungen, egal wie arm, zu den Alten, egal wie reich. Der Grund für diese Zunahme sind die auf die Dauer nicht mehr zu finanzierenden Sozial- und Gesundheitssysteme sowie Steuererleichterungen für Ältere. Die Älteren verbrauchen mehr, als sie sollten. Punkt. Sie müssen verzichten. Wir müssen die Anspruchsberechtigungen der älteren Generationen reduzieren.

Das hätten wir gerne konkreter, mit Zahlen.

Um die fiskalische Lücke zu füllen, müsste der amerikanische Staat jetzt sofort und permanent die Steuern um 57 Prozent erhöhen oder sämtliche Leistungen um 37 Prozent senken. Und die Steuer-, Gesundheits- und Sozialsysteme müssen radikal reformiert und vereinfacht werden. Nur das kann die USA retten.

Das sind wahrlich Hiobsbotschaften.

Wie wollen Sie das System reformieren?

Wir müssen den grossen Wurf wagen. Ich schlage vor, das bestehende Altersvorsorgesystem abzuschaffen und durch ein System zu ersetzen, in dem alle für ein «persönliches Sicherheitskonto» sparen. Wir haben in den USA nämlich eine nationale Sparkrise. Die Babyboomer, die jetzt das Rentenalter erreichen, haben in ihrem Leben viel zu wenig gespart. Letztes Jahr sparten wir nur 2 Prozent des Bruttoinlandprodukts. In den 1950er Jahren waren es noch 15 Prozent! Viele Babyboomer werden im Alter darum mehrheitlich von der Sozialversicherung abhängig sein.

Wie würde ein solches «persönliches Sicherheitskonto» funktionieren?

Zuerst würde ich das bestehende System «einfrieren». Alle aufgelaufenen Verbindlichkeiten würden vom Staat garantiert und zum gegebenen Zeitpunkt auch ausbezahlt. Jeder müsste dann acht Prozent seines Einkommens in sein persönliches Sicherheitskonto einbezahlen. Das einbezahlte Geld würde durch einen Computer in einen globalen

Index investiert, dem Aktien, Obligationen, Staatsanleihen und Immobilienfonds zugrunde liegen. So fallen praktisch keine Gebühren an. Der Computer würde, wenn eine Person zwischen 60 und 70 Jahre alt ist, das Kapital auf dem persönlichen Sicherheitskonto in eine Rente umwandeln, je nach der dann durchschnittlichen Lebenserwartung. Wichtig: Die Regierung würde das Kapital inflationsgeschützt garantieren. Man würde also mindestens das einbezahlte Kapital erhalten und hätte zudem die Inflation ausgeglichen.

Wie viel Geld könnten Sie so einsparen?

In den USA etwa 60 Billionen Dollar – und das allein in der Altersvorsorge.

Ohne massive Leistungskürzungen ist das nicht zu erreichen. Die heutigen Jungen müssen also damit rechnen, viel weniger zu erhalten als die heutigen Alten?

Substanziell weniger, ja. Weniger als das, was man ihnen fälschlicherweise versprochen hat und was sie sowieso nie mehr erhalten hätten.

Davon haben die Jungen aber nichts.

Natürlich, die heute jungen Menschen werden schwer getroffen, aber ihnen >

Laurence J. Kotlikoff, 63, Wirtschaftsprofessor an der Universität Boston, ist einer der angesehensten Ökonomen der USA und bekannt für seine pointierten Ansichten. Unter Präsident Ronald Reagan war er in den 1980er Jahren als Senior Economist im President's Council for Economic Advisers (Rat der Wirtschaftsberater) tätig. Für internationales Aufsehen sorgte er mit dem Generational Accounting, das er Anfang der 1990er Jahre mitentwickelte: Diese «Generationsbilanz» berücksichtigt sämtliche derzeitigen und zukünftigen Zahlungsverpflichtungen eines Staates, also neben den expliziten Staatsausgaben auch die impliziten Staatsschulden vor allem aus den Sozialversicherungen. Kotlikoff schreibt Kolumnen und Blogs in der «Financial Times», in der «New York Times» und für die Wirtschaftsagentur Bloomberg.



«Es gibt keine schmerzlosen Lösungen»: Ökonom Kotlikoff.

wird mit dem neuen System auch geholfen. Ihre Ersparnisse werden gratis und breit diversifiziert auf den globalen Märkten angelegt. Ihr Kapital ist gegen Wertverlust geschützt. Vor allem aber: Sie kriegen eine moderne Altersvorsorge, die wirklich nachhaltig ist.

Wie wollen Sie für eine solche Reform, bei der alle Verzicht üben müssen, politische Mehrheiten finden? Vor allem die Alten werden kaum gegen ihre Interessen stimmen. Wieso nicht den Jüngeren bis 35 die doppelte Stimmkraft geben, so können sie auch für die noch Ungeborenen abstimmen.

Sie wären noch radikaler, nicht?

Am St. Gallen Symposium wurde ich gefragt: «Sollen wir denn den Alten das Wählen und Abstimmen verwehren?» Das Publikum antwortete mit «Nein». Meine Antwort aber ist: «Ja!»

«Und: Wählt die Politiker ab! Sie haben es völlig verbockt.»

Das erhöht die Realisierungschancen Ihrer Reformvorschläge kaum.

Wir müssen auch an das Eigeninteresse der heute 45-, 50- und 55-Jährigen appellieren. Auch sie sind die Opfer dieses Systems.

Glauben Sie überhaupt, dass die Politiker für neue Lösungen bereit sind?

Nein, es ist bereits zu spät. Sie hätten das vor dreissig, vierzig Jahren realisieren müssen. Ich glaube nicht mehr, dass die Republikaner oder die Demokraten die nötigen Massnahmen beschliessen werden. Dabei schrieb schon Thomas Jefferson, der sowohl von den Republikanern als auch von den Demokraten verehrt wird, schon vor 200 Jahren: «Wer Geld auf Kosten der Nachwelt ausgibt und das als Finanzierung

bezeichnet, betrügt die Zukunft im grossen Stil.»

Wenn die Jungen den Ernst der Lage realisieren: Wird es zu sozialen Unruhen kommen?

(Seufzt.) Ich glaube tatsächlich, dass wir soziale Unruhen sehen werden. Das Problem wird immer grösser werden.

Was hat sich für Sie persönlich verändert, seit Sie sich mit dieser Thematik befassen?

Die Vorstellung, dass ich einmal in den Ruhestand trete. Und ich mache mir mehr Sorgen um meine beiden Söhne.

Wie alt sind sie?

Sie sind 16 und 23 Jahre alt.

Was bereitet Ihnen besonders Sorgen?

Ich höre derzeit so viele Geschichten über gut ausgebildete junge Leute, die von Top-Universitäten wie Harvard kommen und keinen Job finden. Der Sohn von guten Freunden hat vor einem Jahr sein Wirtschaftsstudium in Yale abgeschlossen. Er ist smart – und seit einem Jahr arbeitslos, obwohl er Dutzende von Bewerbungen verschickt hat. Vor zehn Jahren hätte er in dieser Situation sofort einen 100 000-Dollar-Job angeboten bekommen.

Sollen sie bei solchen Aussichten überhaupt noch studieren?

Ich wäre vor allem sehr zurückhaltend, mich dafür zu verschulden. Zuerst würde ich Eltern und Grosseltern, Onkel und Tanten anpumpen. Mein Ziel war es, meine Kinder ohne Schulden durch die Hochschule zu bringen. Ich verdiene als Professor in Boston zwar vergleichsweise viel, aber mein Lebensstandard unterscheidet sich nicht gross von Mittelstands familien. Mir war es immer wichtiger, mein Einkommen für die Ausbildung meiner Kinder auszugeben.

Was würden Sie jungen Leuten empfehlen?

Macht keine Schulden! Werdet politisch aktiv! In den USA gibt es die American Association for Retired People, eine Lobbyorganisation der Rentner. Was wir brauchten, wäre eine Association for

Young People, die für mehr Gerechtigkeit zwischen den Generationen kämpft. Und: Wählt die Politiker ab! Sie haben es völlig verbockt.

Und was empfehlen Sie einer jungen Frau oder einem jungen Mann auf einer ganz individuellen Ebene?

Die Jungen müssen wissen, dass die höheren Steuern, die nötig sind, und die Ausgabenkürzungen sie hart treffen werden. Im Extremfall müssen sie sich überlegen, ob sie nicht lieber im Ausland arbeiten möchten. Das sage ich als Patriot, der lieber in den USA bleiben und die Probleme lösen will.

Wie bereiten Sie Ihre Söhne auf die Katastrophe vor?

Ich spare für sie.

In der Krise bleibt nur noch die Familie – wie in früheren Zeiten.

So ist es. Meine Partnerin hat eine Tochter, die ihren Abschluss an einer guten Schule in Boston machte. Sie verdient 50 000 Dollar im Jahr und lebt in New York. Das ist hier wenig. Kürzlich besuchte sie uns und war ganz verzweifelt. Weil sie noch ein Studiendarlehen zurückzahlen muss, kommt sie mit ihrem Einkommen nicht durch. Ihre Mutter entschied sich, das Darlehen für sie zu übernehmen. Dieses Beispiel zeigt Ihnen, unter welchem Druck junge Leute von heute stehen.

Der Mittelstand ist am Ende?

Der amerikanische Mittelstand ist dem Untergang geweiht. Früher einmal hielten wir den amerikanischen Traum hoch: Unsere Kinder sollten es besser haben als wir selbst. Der amerikanische Traum wird zusehends zum Albtraum. Es ist eine absehbare Katastrophe, aber wir unternehmen nicht das Nötige, um sie zu verhindern. Das ist tragisch – und unverantwortlich. □

Was wir über Geld NICHT wissen

Jugendliche kennen sich in Finanzen und Wirtschaftsfragen kaum aus, ihre «Financial Literacy» ist laut der letzten PISA-Studie erstaunlich tief. Und bei vielen Erwachsenen sieht es nicht besser aus.

Von Sandro Benini

«Angenommen, jemand bezahlt für einen Kredit von 8000 Franken jährlich 15 Prozent Zinsen. Ein anderes Institut bietet ihm einen Kredit von 10000 Franken mit längerer Laufzeit an, der mit 13 Prozent zu verzinsen ist. Abgesehen davon, dass der Schuldner mit dem neu aufgenommenen Geld die alte Schuld auf einen Schlag begleichen kann – nenne zwei weitere Vorteile des neuen Kredits.»

Dieses Problem gehört zum anspruchsvollsten Fragelevel des Tests, mit dem die OECD in ihrer PISA-Studie 2012 das Finanzwissen, im Fachjargon «Financial Literacy» genannt, von 15-Jährigen aus 18 Ländern geprüft hat. Die richtige Antwort lautet: Die Verzinsung ist tiefer. Und der Schuldner hat mehr Geld zur Verfügung. Die Lösungen erscheinen einfach, doch ist im Durchschnitt nur jeder Zehnte der befragten Jugendlichen imstande, sie zu finden.

Chinesen schneiden am besten ab

15 Prozent der Jugendlichen kommen nicht über die zweite von fünf Schwierigkeitsstufen hinaus, bei der es beispielsweise darum geht, nach der Bestellung eines Konsumgutes der Rechnung zu entnehmen, wie hoch die Versandkosten sind. Am besten schneiden die chinesischen Heranwachsenden ab, am schlechtesten jene aus Kolumbien und Südalien. Die USA liegen unter dem OECD-Durch-

schnitt. Wenig überrascht, dass Kinder mit gutem sozioökonomischem Hintergrund und eigenem Bankkonto bessere Resultate erzielen, während es einzig in Italien einen nennenswerten Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt (die Knaben sind besser als die Mädchen). Gute Mathematikkenntnisse verhelfen tendenziell zu besserer «Financial Literacy», doch ist der Zusammenhang nicht in allen Ländern gleich ausgeprägt. Das Pro-Kopf-BIP der jeweiligen Staaten hat hingegen nur geringe Auswirkungen auf das jugendliche Wissen.

Es gibt zahlreiche weitere Studien, die unter Jugendlichen und Erwachsenen einen grassierenden Finanz-Analphabetismus diagnostizieren. «Eine überwältigende Zahl von Amerikanern ist ausserstande, auch nur die einfachsten Fragen zu Kredit, Zinsen und wirtschaftlichen Grundbegriffen zu beantworten», heisst es in einer Studie des Center for Economic and Entrepreneurial Literacy (CEEL) aus dem Jahre 2009. Selbst Begriffe wie «Dow-Jones-Index» kannten nur 53 Prozent der Befragten. Dass die Untersuchung auf dem Höhepunkt der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise durchgeführt wurde, ist kein Zufall, hat doch der gravierendste ökonomische Abschwung seit 1929 das Bewusstsein von Schulen, Behörden und Politikern für die mangelnden Finanzkenntnisse eines grossen Bevölke- >

Aflatoun

Aflatoun wurde 2005 in Amsterdam gegründet, heute ist die Organisation ein Netzwerk von 150 NGOs in 105 Ländern. Ziel ist, die Ausbildung von Kindern und Jugendlichen weltweit zu verbessern, wobei der Fokus auf Bildung im Finanz- und Sozialbereich liegt. Aflatoun will den Unternehmergeist fördern: Die Jugendlichen sollen selbst Geld sparen oder andere zum Sparen motivieren und neue Einkommensströme erschliessen (Beispiele siehe nächste Seite).

Zahlen und Fakten:

- **Teilnehmende Länder: 105**
- **Kinder, die erreicht werden (2013):** etwa 2,35 Millionen
- **Teilnehmende Schulen und andere Bildungsstätten: 27 347**
- **Kosten pro Kind und Jahr: € 7,40**

Website: aflatoun.org

Twitter: [@Aflatoun](https://twitter.com/Aflatoun)

Die globale Bildungsinitiative der Credit Suisse gibt es seit über fünf Jahren. 2014 wurde in Partnerschaft mit Plan International und Aflatoun ein neues Programm rund um das Thema finanzielle Bildung für Mädchen lanciert. Gemeinsam wird an Projekten in Brasilien, China, Indien und Ruanda gearbeitet: credit-suisse.com/aflatoun



Ivonne, 12, Ecuador
Pralinen-Produzentin

«Bei Aflatoun habe ich gelernt, wie man auch mit wenig Geld ein Geschäft gründen kann. Nun stelle ich mit der Hilfe meiner Mutter nach der Schule Pralinen her und verkaufe sie. Außerdem recycle ich Plastikflaschen. Das hilft uns beim Sparen für das Geschäft, es heißt übrigens ‹Ivones Schokoladenlädchen›. Ich werde die Gewinne aus meinem Geschäft nutzen, um mein Studium zu finanzieren. Und ich eröffne auch mein erstes Sparkonto.»



Salah, 12, Sudan (Mitte)
Ziegenbesitzerin

«Letztes Jahr bekam ich ein Sparbuch, damit kann ich die Übersicht über mein Geld behalten. Am Ende des Jahres hatte ich elf Franken gespart! Ich beschloss, eine Ziege zu kaufen. Mein Vater gab mir noch etwas Geld dazu, damit es reichte. Meine Schwester, meine beiden Brüder und ich trinken nun die Ziegenmilch. Und die Ziege hat ein Junges bekommen! Ich hoffe, dass ich einst viele Ziegen verkaufen und so Geld einnehmen kann, um die Grundbedürfnisse meiner Familie zu decken.»



Lynette, 12, Uganda
Zukünftige Bankerin

«Die Erstgeborene zu sein, hat seine Vorteile, aber auch einige Nachteile. Ich mag es, wenn meine Geschwister mich respektieren. Andererseits habe ich Verantwortung. Meine Mutter verlässt sich darauf, dass ich mich um die anderen kümmere, wenn sie weg ist. Apropos Verantwortung: Hätte ich ein Sparkonto bei einer Bank, müsste ich für Zahlungen weit reisen bis zur nächsten Filiale. Geld durch den Aflatoun-Club an der Schule zu sparen, ist viel einfacher. Ich muss nur mit dem Lehrer reden, in das Sparbuch schreiben und dann kann ich Geld abheben. Eines Tages möchte ich meine eigene Bank gründen mit Vertretungen in den Dörfern, um den Kindern zu zeigen, wie man spart. So könnten sie später Bücher, Bleistifte und Malstifte kaufen.»



Amy, 14, Indonesien (links)
Papiertulpen-Produzentin

«Mein Name ist Amy. Ich bin 14 Jahre alt und gehe in die 8. Klasse. Später möchte ich Psychologie studieren. Ich mache aus recyceltem Papier hübsche Tulpen. Die lege ich in eine Schachtel und gehe zusammen mit meiner Freundin Lia in unserer Nachbarschaft von Tür zu Tür, um sie zu verkaufen. Manchmal hilft mir Lia auch bei der Herstellung, dafür spendiere ich ihr ab und zu ein Essen oder einen Snack. In einer Woche kann ich bis zu vier Franken verdienen, bisher habe ich knapp vierzig Franken gespart. Mit meinem jetzigen Verdienst bin ich noch nicht zufrieden. Ich habe einen siebenjährigen Bruder und ich möchte gerne etwas zu seiner Schulausbildung beisteuern.»

rungsanteils geschärft. So gilt in den USA jeweils der April als «Monat der ‹Financial Literacy›», wobei Projekte vorgestellt werden, um die Kompetenzen von Schülern zu verbessern. Wie erwähnt schneiden die USA auch im PISA-Test von 2012 unter dem Durchschnitt der 13 untersuchten OECD-Länder ab.

Schweiz: PISA-Test ohne Finanzteil

Eine Untersuchung des Europäischen Fonds- und Vermögensverwalterverbandes EFAMA bewertet die «Financial Literacy» der Schweizer Bevölkerung als vergleichsweise hoch, doch ihre Schüler hat die Schweiz bei der PISA-Studie nicht auf Finanzkompetenz testen lassen, mit der Begründung, deren Förderung sei noch zu wenig in den kantonalen Lehrplänen verankert. Nationalbank und Economiesuisse kritisierten den Entscheid und fordern mehr Unterricht über Finanzwesen. Dennoch wird die Schweiz auch bei der nächsten, im Jahre 2015 anstehenden PISA-Studie den Teil zur «Financial Literacy» auslassen. □

Sandro Benini ist Journalist. Er berichtet unter anderem für den «Tages-Anzeiger» aus Südamerika und lebt in Mexico City.

Das macht...?

Ein Quiz für Schüler (und ihre Eltern) zu Schulden, Zinsen, Obligationen und anderen Geldfragen.

1. Was versteht man unter «Konjunktur»?

- (A) Die Wertentwicklung einer Finanzanlage
- (B) Ein Anstieg des allgemeinen Preisniveaus
- (C) Die Auf- und Abwärtsbewegung einer Volkswirtschaft

2. Welche der folgenden Güterpaare sind komplementär?

- (A) Festnetz- und Mobiltelefon
- (B) Kugelschreiber und Bleistift
- (C) Lampe und Glühbirne

3. Schätzfrage: Wie hoch lag im Jahr 2010 der monatliche Durchschnittslohn (brutto) in der Schweiz?

- (A) 4800 Franken
- (B) 6800 Franken
- (C) 8800 Franken

4. Welche Anlageform schützt am besten gegen Inflation?

- (A) Bargeld
- (B) Sparkonto
- (C) Festverzinsliche Obligation
- (D) Immobilien und Gold

5. Andreas besitzt ein Sparkonto mit 4000 Franken. Der Zinssatz beträgt 4 Prozent, die Inflationsrate 3 Prozent. Was war die reale Rendite, die Andreas letztes Jahr auf seinem Bankkonto erzielt hat?

- (A) 1 Prozent
- (B) 7 Prozent
- (C) 160 Franken
- (D) 12 Prozent

6. Obligation A weist eine höhere Rendite auf als Obligation B. Was trifft am ehesten zu?

- (A) Beide haben dasselbe Risiko
- (B) Obligation A hat ein höheres Risiko als Obligation B
- (C) Obligation A hat ein tieferes Risiko als Obligation B

7. Was geschieht mit dem Preis einer Obligation, wenn das allgemeine Zinsniveau fällt?

- (A) Der Preis der Obligation sinkt
- (B) Der Preis der Obligation steigt
- (C) Der Preis der Obligation bleibt unverändert

8. Frau Meier hat 100 Franken auf ihrem Sparkonto mit einem jährlichen Zinssatz von 4 Prozent. Wie hoch ist der Kontostand nach fünf Jahren (wenn keine Gebühren anfallen)?

- (A) Etwas höher als 120 Franken
- (B) Genau 120 Franken
- (C) Etwas tiefer als 120 Franken

9. Bei welchem Zinssatz verdoppelt sich ein Guthaben auf einem Bankkonto innerhalb ungefähr 10 Jahren?

- (A) 2 Prozent
- (B) 7 Prozent
- (C) 10 Prozent
- (D) 15 Prozent

10. Bis zu welchem Betrag können 1000 Franken im Geldschöpfungsprozess wachsen, wenn eine Bank 5 Prozent davon als Reserve zurücklegen muss und das restliche Geld wieder in den Umlauf gelangt?

- (A) 995 Franken
- (B) 1050 Franken
- (C) 5000 Franken
- (D) 20 000 Franken

Die Fragen wurden von Iconomix erstellt, der Bildungsplattform der Nationalbank, und richten sich an das Sekundarstufe-II-Niveau (Mittel- und Berufsfachschulen).

Antworten:
1C, 2C, 3B, 4D, 5A
6B, 7B, 8A, 9B, 10D

Mädchen tippen anders

Lockt man sie mit den richtigen Computerspielen, können sich junge Frauen durchaus fürs Programmieren begeistern. Das hat auch bei unserer Autorin funktioniert.

Von Nitasha Tiku

Ich bin die Tochter indischer Immigranten in den USA. Wie jedes Kind eines bengalischen Tigers musste ich nach dem Abendessen das Einmaleins auswendig lernen, Vokabeln büffeln, Landkarten studieren. Mit begrenztem Erfolg.

Viel effizienter lernte ich auf der Jagd nach Carmen Sandiego. Carmen Sandiego? Das war die Meisterdiebin, die ich in meinem Lieblingscomputerspiel «Jagd um die Welt – schnappt Carmen Sandiego» verfolgte. Hinweise gab es vom virtuellen Detektivbüro: zum Beispiel eine Landeswährung oder ein Wahrzeichen. So wusste ich mit sieben Jahren, dass die Währung von Island die Isländische Krone ist, ohne dass ich hätte sagen können, wo das Land liegt. Und meine frühe Begeisterung für Computerspiele führte dazu, dass ich später Technologie-Reporterin wurde.

In den USA bemüht man sich sehr, Schulkindern neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen das Programmieren beizubringen. Finanziert werden diese Bemühungen von der Non-Profit-Organisation Code.org und schwerreichen Spendern wie Amazon, Google, Bill Gates und Mark Zuckerberg. 20 000 Lehrerinnen und Lehrer haben den Lehrplan von Code.org bisher übernommen.

Die vielleicht grösste Herausforderung bei der Förderung des IT-Nachwuchses sind die Geschlechterunterschiede. Jährlich können sich High-School-Schülerinnen und -Schüler in den USA in Tests für College-Plätze qualifizieren. Beim Computer-Science-Test war nicht einmal jeder fünfte Teilnehmer ein Mädchen, in drei Bundesstaaten absolvierte kein Mäd-

chen den Test. Und während die Frauen 1984 noch 36 Prozent der Informatikabsolventen stellten, waren es 2013 noch mägere 14 Prozent. Und in der Berufswelt? Bei Google beispielsweise sind 17 Prozent des technischen Personals Frauen.

Liegt das nun an den Mädchen und Frauen oder an einer männlich geprägten IT? Mit dieser Frage beschäftigt sich zum Beispiel Natalie Rusk vom Media Lab des Massachusetts Institute of Technology (MIT). Sie hat die Open-Source-Plattform Scratch mitentwickelt, auf der Kinder Spiele und Animationen programmieren können. Sie denkt, die nächsten zwei Jahre werden entscheidend sein, ob sich die Kluft zwischen den Geschlechtern verkleinert. Das ist das Ziel.

Jungs bekämpfen Zombies, Mädchen bauen Fantasiewelten

Ein Paradigmenwechsel ist im Gange: zu schauen, was Mädchen schon auf ihrem Bildschirm haben, anstatt herauszufinden, wie man sie für eine Technologie begeistert, die sie offenbar nicht interessiert. Manche Pädagogen glauben sogar, dass mädchengerechte Computerspiele eine Möglichkeit sein könnten, Mädchen das Programmieren schmackhaft zu machen und ihre Anzahl in den technologienahen Fächern und Studiengängen zu erhöhen. «Wir müssen die Mädchen dort abholen, wo sie sind», sagt Reshma Saujani, Gründerin der Non-Profit-Organisation «Girls Who Code».

Geschlechterunterschiede erkannte auch Stephen Foster, einer der Gründer der in San Diego ansässigen Organisation

Mathematik für Brasilien

Mit der Förderung von Naturwissenschaften sollen brasilianische Mittelschüler weiterkommen. Das erwartete Wachstum Brasiliens im 21. Jahrhundert birgt für Schüler, besonders im öffentlichen Schulsystem, die Gefahr, den Anschluss zu verlieren. Obwohl die gegenwärtigen Wachstumsraten niedrig sind, wächst die Nachfrage nach qualifizierten Ingenieuren und ausgebildeten Technikern weiter. Doch das Bildungssystem ist in einem schlechten Zustand, Brasilien belegt bei den PISA-Erhebungen jeweils die hintersten Ränge, in der Sparte «Mathematik-Kompetenz» waren die letzten Ergebnisse schlechter als beispielsweise diejenigen von albanischen, montenegrinischen oder kasachischen Schülern (2012).

Das Programm STEM Brasil von Worldfund zielt darauf ab, Lehrer der Naturwissenschaften und der Mathematik an öffentlichen Mittelschulen zu stärken und zu unterstützen, die im Gegenzug Schüler dazu motivieren und ermutigen, Laufbahnen in den wirtschaftlich kritischen STEM-Bereichen («Science, Technology, Engineering and Mathematics», auf Deutsch MINT: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) einzuschlagen.

Das Augenmerk ist auf den Lehrer an öffentlichen Mittelschulen gerichtet: STEM Brasil von Worldfund ist ein zwei Jahre dauernder Lehrgang über 180 Stunden. Bisher haben 1700 Naturwissenschafts- und Mathematiklehrer das Programm abgeschlossen oder sind dabei, es abzuschliessen. Rund 110 000 Schüler profitieren von diesem Programm.

Website: worldfund.org/en/programs/stem-brasil

Im Rahmen ihrer globalen Bildungsinitiative unterstützt die Credit Suisse die Partnerorganisation Worldfund und deren STEM-Programm in Brasilien.
credit-suisse.com/worldfund



100 Millionen registrierte User: Das 3-D-Game «Minecraft» (Bild) wird von erstaunlich vielen Mädchen gespielt.

ThoughtSTEM, die Kindern in Nachmittagsprogrammen und Ferienlagern das Programmieren beibringt. «Zu uns kamen immer wieder Schüler mit ‹Minecraft›-T-Shirts», erzählt er. «Nach zwei Dutzend Kindern in solchen T-Shirts dachten wir: ‹Oh, vielleicht wissen diese Kinder etwas, was wir nicht wissen.›»

Das Computerspiel «Minecraft» sieht aus wie ein 3-D-Märchen, das durch die Matrix gezogen wurde und am Ende in Blöcken herauskam. Ein Erfolgsfaktor von «Minecraft» ist, dass die Spieler selbst Inhalte, Welten und Figuren programmieren können, sogenannte «Mods». Und genau dabei stellte Stephen Foster eklatante Geschlechterunterschiede fest. So spielten und programmierten Knaben eher im «Überlebensmodus» und bekämpften Zombies, während Mädchen lieber im «Kreativmodus» spielten, in dem man alles bauen kann, von einem Haus zu einem Dorf bis hin zu einer ganzen Fantasiewelt.

Trotz finanzieller Unterstützung in Millionenhöhe und Förderung durch US-Präsident Obama hat sich Code.org noch nicht richtig etabliert. «Minecraft» dagegen schon. Das Spiel hat mittlerweile 100 Millionen registrierte User, selbst Lady

Gaga veröffentlichte im März ein Musikvideo, das «Minecraft» als Thema hatte. Natalie Rusk vom MIT begrüßt den Erfolg: «Wir freuen uns über das «Minecraft»-Phänomen. Zuerst schienen es vor allem Jungen zu sein, die sich mit dem Spiel beschäftigten, aber nun interessieren sich auch viele Mädchen dafür.»

Vor zwei Monaten standen hundert Schüler auf der Warteliste für die erste «Minecraft»-Stunde von ThoughtSTEM. «Ich würde fast sagen, dass sogar mehr Mädchen anstanden als Knaben», so Stephen Foster. «Es gibt so viele Mädchen, die «Minecraft» spielen, die leicht davon überzeugt werden könnten, das Programmieren zu lernen – sie wissen es nur noch nicht.»

Jobs, Gates, Zuckerberg – den Mädchen fehlen die Vorbilder

Ein Hemmschuh bei der Förderung des weiblichen IT-Nachwuchses sind die fehlenden weiblichen Vorbilder. Steve Jobs, Bill Gates, Mark Zuckerberg und all die Garagen-Unternehmer in Hollywood-Filmen – alles Männer. Rebecca Feldman, eine Siebtklässlerin aus Queens, erzählte mir von ihrer entmutigenden Erfahrung in

einem Robotik-Kurs. «Ich war eins von zwei Mädchen in der Klasse», erzählt sie. «Wir mussten uns alleine durchkämpfen.»

Dann erfuhren ihre Eltern von CoderDojo, einer Non-Profit-Organisation, die Kindern kostenlos das Programmieren beibringt. Mitgründerin von CoderDojo NYC ist Rebecca Garcia, eine 23-jährige Programmiererin, die aufgrund ihrer Obsession für das virtuelle Haustier-Spiel «Neopets» mit dem Programmieren begann. «Neopets» ist vor allem bei Mädchen beliebt, die mit den Programmiersprachen HTML und CSS ihre eigene Tierhandlung gestalten können.

Rebecca Garcia wurde zur Mentorin von Klein-Rebecca. Nach der ersten Programmierstunde bei Rebecca Garcia rannte Klein-Rebecca zu ihren Eltern und sagte: «Mir gefällt das Programmieren wirklich. Ist das auch ein Beruf?» □

Nitasha Tiku ist eine Technologie-Journalistin. Ihre Artikel erscheinen unter anderen im Wirtschaftsmagazin «Inc.», auf der Technologie-Plattform Valleywag und in der «New York Times». Twitter: [@nitashatiku](#)

© The New York Times

Schlafe nicht, wenn Asien wächst



Hongkong von oben:
Blick vom Victoria Peak
auf die Finanzmetropole.

Europa stagniert, altert und debattiert. Amerika verwaltet seinen ungleich verteilten Wohlstand. Asien aber boomt. Zu Besuch in Hongkong beim härtesten MBA-Studiengang in Fernost. Hier bereitet sich die zukünftige Business-Elite auf ihren Einsatz vor.

Von Philipp Mattheis (Text) und Justin Jin (Fotos)





«Leistungen, Arbeitserfahrung und Nationalität»:
MBA-Programmleiter Sean O. Ferguson.

Ein frischer Wind fällt vom Victoria Peak, dem höchsten Punkt Hongkongs, auf die Dachterrasse des 21-stöckigen Hochhauses im Vergnügungsviertel Soho herab und zerstreut die feuchtheisse Luft des Tages. Hinter den Wolkenkratzern versinkt die Sonne im Meer. Unten hupen Autos, rotieren Klimaanlagen, sprechen Menschen auf Englisch, Kantonesisch, Mandarin und Indisch. Hier oben aber vermengen sich all die Laute zu einem einzigen Rauschen. Auf den Tischen stehen Tapas-Gerichte, eine Gruppe junger Leute prostet sich mit Weisswein zu. Die Müdigkeit sieht man ihnen in der Dämmerung nicht an.

Der Grieche Ted Milonas spricht über die neuen Zahlen aus China: 7,4 Prozent Wachstum im ersten Quartal, wieder einmal viel. Doch kann man den Zahlen trauen? In letzter Zeit stagniere der Dieserverbrauch, der normalerweise eng mit dem Wachstum korreliere, sagt Ted, der im Energiesektor gearbeitet hat. Die Chinesin Jessie Zhang erwidert, dass es in China viel Schwarzarbeit gebe, die in der Statistik gar nicht auftauche. In Wirklichkeit sei das Wachstum noch höher.

Yuan Lee Chung aus Malaysia fragt, ob jemand schon einmal in New York war – dort, an der Columbia University, be-

ginnt im September ihr Austauschprogramm. Jessie ist auf dem Sprung. Sie muss nach ihrem Baby sehen, aber unterwegs geht sie noch kurz ins Büro, um einige E-Mails zu schreiben. Die andern stossen an und im hellen Klang der Gläser liegt etwas, das sonst nur Kinder oder vielleicht frisch gebackene Maturanden haben: grenzenlosen Optimismus.

Nach dem ersten Drink geht ein Teil der Gruppe zurück an die Arbeit. Manche arbeiten bis Mitternacht, andere länger. «Fünf Stunden Schlaf», sagt Ted, «das war der Durchschnitt im letzten Jahr.» Naynah Haruray, seine indische Kommilitonin, lacht. «Fünf Stunden? Da hast du aber viel geschlafen!»

Egal, an welcher Eliteuniversität man einen Master of Business Administration (MBA) absolviert – der Studiengang ist immer ein mentaler Marathon. An der Hong Kong University of Science and Technology (HKUST) aber ist es ein Ironman. Wer hier innerhalb von 16 Monaten seinen MBA machen will, muss bereit sein, an seine Grenzen zu gehen und nebenbei auch noch 93 500 US-Dollar zu investieren – mit so viel muss man für Schulgebühren, Wohn- und Lebenshaltungskosten rechnen. Viele haben dafür einen gut dotierten Job gekündigt. Sechs Jahre Arbeitserfahrung haben die MBA-Studenten im Schnitt und sind dabei 30 Jahre alt. Dass sich der Aufwand lohnt, daran zweifelt niemand. Denn während die Wirtschaft in Europa und den USA in den letzten Jahren stottert, wächst in Asien alles. Allen voran die Volksrepublik China, aber auch andere Riesenmärkte wie Indonesien, Indien und Vietnam oder Malaysia.

Ted will mehr

Die meisten Studenten haben ihre Heimatländer verlassen, um im Fernen Osten ein neues Leben zu beginnen. Gerade ist das Semester an der HKUST zu Ende gegangen. Jetzt beginnen Ted, Naynah, Yuan Lee, Jessie und Harry ihr Praktikum, das Teil der Ausbildung ist: bei Investmentbanken, Versicherungen, Unternehmensberatungen.

Ted Milonas ist 26 Jahre alt. Er hat in Griechenland studiert und in Athen einen guten Job in der Investmentbranche zu-





«Fünf Stunden Schlaf pro Nacht, das war mein Durchschnitt im letzten Jahr.»

Ted Milonas — Der 26-jährige Griech hat in der Investmentbranche gearbeitet. Nun studiert er in Asien, «wo alles wächst».

rückgelassen. Aber: «In Europa habe ich keine grossen Chancen mehr für mich gesehen», sagt er. «Ich dachte darüber nach, in die USA zu gehen und richtig hart zu arbeiten. Oder nach Asien überzusiedeln, dorthin, wo alles wächst.» Er begann, Mandarin zu lernen, und schaute sich nach MBA-Programmen um. Schliesslich entschied er sich für den Studiengang in Hongkong.

Qualifiziertes Personal ist in China immer noch rar. Viele westliche Firmen in China klagen über die steigenden Gehälter, die mangelnde Ausbildung und die hohe Fluktuation unter den lokalen Mitarbeitern. Westliche Mitarbeiter, die Mandarin können, sind deshalb begehrte. Und wer zudem einen MBA der HKUST im Curriculum hat, wird nach dem Praktikum meistens übernommen. Der kleine, quirlige Griech gestikuliert mit den Händen, während er spricht, als sei zu viel Energie in seinem Körper. «Jeder hier ist extrem motiviert», sagt Ted. «Es ist wie ein Rausch.»

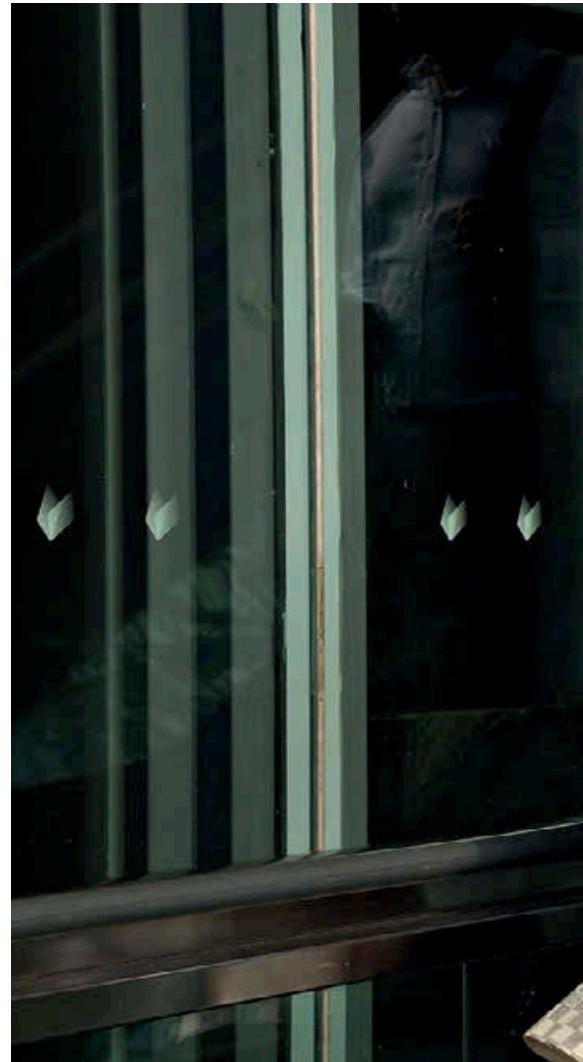
Von der Dachterrasse im Zentrum Hongkongs, wo sich die MBA-Studenten wöchentlich treffen, bis zur Schule braucht man mit öffentlichen Verkehrsmitteln etwa 45 Minuten. Man nimmt zunächst die U-Bahn, fährt einige Stationen auf Hongkong Island und unterquert dann das Meer, um auf die Kowloon, die Festlandseite Hongkongs, zu gelangen. Von der Station Hang Hau sind es dann noch zehn Minuten mit dem Bus oder dem Taxi zur Clearwater Bay. Palmen, Lianen und Hibiskus-Gewächse klemmen sich am Strassenrand zwischen die Felsen. Gewitterwolken ziehen über die kleinen, vorgelagerten Inseln hinauf zur Schule. Im Juli ist Regenzeit. Raum in Hongkong ist rar und wertvoll, und so ist auch die Universität stufenweise in die Felsenhänge hineingebaut.

Schule mit guter Rendite

Der Leiter des MBA-Programms, Sean O. Ferguson, ist ein grossgewachsener Mann und zählt mit breitem texanischem Akzent die Vorzüge der Schule auf: der beste MBA-Studiengang Asiens, unter den Top Ten weltweit, 95 Prozent der Studenten haben innerhalb von drei Monaten >



«Ein Stück Papier zählt wenig in einem Markt, der sich ständig verändert»: Dozent Stephen Nason in einem Vorlesungssaal der Universität.



nach dem Abschluss einen neuen Job, 88 Prozent arbeiten danach in Asien, sie verdienen im Schnitt 82 000 US-Dollar im ersten Jahr und 153 Prozent mehr drei Jahre später. Damit hat die HKUST, gemessen an den Kosten, eine der höchsten «Renditen» weltweit. Etwa 500 Studenten bewerben sich pro Jahr, 100 werden aufgenommen. «Unsere Auswahlkriterien sind eine Mischung aus akademischen Leistungen, Arbeitserfahrung und Nationalität», sagt Ferguson. «Wir legen Wert darauf, eine ausgewogene Mischung an Schülern hier zu haben.» Die Leute sollen darauf vorbereitet werden, mit kulturellen Unterschieden im Geschäftsleben umgehen zu können. 15 Prozent der Schüler kommen aus Nordamerika, 31 Prozent aus Europa, 18 Prozent aus China und Hongkong, 32 Prozent aus anderen asiatischen Ländern und 4 Prozent aus der restlichen Welt.



88 Prozent der MBA-Absolventen arbeiten danach in Asien, verdienen im Schnitt 82 000 Dollar im ersten Jahr und 153 Prozent mehr drei Jahre später: Hauptgebäude der HKUST.



Hongkong

Die Sonderverwaltungszone der Volksrepublik China wurde 1843 zur britischen Kolonie. 1997 erfolgte die Entlassung aus dem «Empire». Geblieben ist die freie Marktwirtschaft.



Einwohner: 7 234 000

Einkommenssteuer: 15%

Arbeitslosenrate: 3,2% (2013)

BIP: 274,01 Mrd. USD

Quelle: Tradingeconomics, Hong Kong Economy

Die Arbeitsbelastung ist hoch. «Für jede Stunde Unterricht muss man drei Stunden Vorbereitung rechnen», sagt Ferguson. Bei mindestens zwölf Unterrichtsstunden ist man also bei 48 Arbeitsstunden pro Woche. Hinzu kommen Gruppenarbeiten, Besuche bei Unternehmen, Vorträge und eigenständiges Networking. Wer mehr Zeit braucht, muss weniger schlafen.

Steuererklärung auf Bierdeckel

Ein grosser Standortvorteil Hongkongs ist die schlanke Bürokratie: Wer eine Firma eröffnen will, kann das innerhalb einer Woche tun. Die Steuererklärung passt auf einen Bierdeckel: 15 Prozent, *flat*. Die Stadt gilt als wirtschaftsfreundlichste Metropole der Welt. Import- und Exportzölle gibt es nicht.

Weil China sein Finanzsystem bis heute weitgehend abschirmt, ist Hong-

kong auch nach der Entlassung aus dem britischen Commonwealth 1997 das internationale Finanzzentrum der Region geblieben. Hongkong ist das Tor zu allen asiatischen Märkten, auch Japan zum Beispiel: Der Inselstaat mit knapp 130 Millionen Einwohnern, der seit Jahrzehnten mit einer Rezession kämpft, könnte in Zukunft noch stärker vom Wachstum Chinas profitieren. Allen voran die japanischen Automobilkonzerne, die grosse Hoffnungen in die wachsende und konsumfreudige chinesische Mittelschicht setzen und zahlreiche neue Produktionsstandorte in China eröffnen.

Oder Malaysia: Das Land kommt mit vier bis fünf Prozent Wachstum zwar nicht an China heran, glänzt dafür bei Investoren durch politische Stabilität und Rechtssicherheit. Oder Taiwan mit seinem hohen Ausbildungsniveau und den hochspezialisierten, gut vernetzten KMU. Oder Vietnam, das jenen Unternehmen eine Alternative zum Produktionsstandort China bietet, denen die Volksrepublik mit den unaufhaltsam wachsenden Löhnen zu teuer wird.

Grüntee von Starbucks

Trotzdem konzentriert sich die HKUST bei ihrem MBA-Programm auf China. «China bleibt vorerst der wichtigste Markt Asiens», sagt Programmleiter Ferguson. «Deswegen haben wir einen eigenen Kurs *Business in China* und zahlreiche Fallstudien, in denen Beispiele von Unternehmen aus dem Festland behandelt werden.» Denn selbst für viele Hongkonger bleibt das Festland ein unbekanntes, latent suspektes Ungetüm. Manche Hongkonger Banker sprechen in Ehrfurcht von dem Riesen im Norden, haben aber selbst noch nie einen Fuß dorthin gesetzt.

Um diese Wissenslücke zu füllen, kommen CEOs an die Schule und berichten über ihre Erfahrungen im grössten Wachstumsmarkt der Welt. Zahlreiche Fallbeispiele illustrieren die Theorie: Chinesen trinken nach wie vor keinen Kaffee. Trotzdem hat die Kette Starbucks China mit Tausenden von Filialen überzogen, indem es Shakes mit grünem Tee anbietet. Der deutsche Anbieter Media Markt dagegen musste sich aus dem Markt zu->

rückziehen: Chinesen sind Weltmeister im Online-Einkauf. Zwar besuchten viele Kunden die Filiale in Schanghai, bestellten dann aber lieber billiger auf der beliebten E-Commerce-Website Taobao.

Ein Kurs «Marketing in China» beschäftigt sich mit der Konsumentenkultur in China. Zwar halten viele Chinesen westliche Produkte für hochwertiger als heimische, doch die neuen Käufer gelten auch als extrem online-affin und «schnell entflammbar». Besonders ausländische Unternehmen, deren Produkte Mängel aufweisen, werden im Internet an den Pranger gestellt. Wer Social Networks wie Weibo und Weixin nicht im Blick hat, läuft Gefahr, in einen «Shitstorm» zu geraten, wie das schon Apple, Bosch Siemens Hausgeräte oder Kentucky Fried Chicken passiert ist.

Vom Fischerdorf zur Megacity

Um sich ein Bild von Chinas Boom zu machen, genügt eine Fahrt mit der U-Bahn über die Grenze. Direkt hinter den geschäftigen Grenzstationen beginnt Shenzhen. Als der damalige Parteiführer Deng Xiaoping vor 35 Jahren als Nachfolger Maos mit ersten marktwirtschaftlichen Reformen begann, war Shenzhen ein Fischerdorf mit ein paar tausend Einwohnern. Heute leben in der Modellstadt 14 Millionen Menschen, die im Umkreis von 200 Kilometern umzingelt sind von zehn weiteren Millionenstädten. Über 60 Millionen Menschen leben im Perlflussdelta und erwirtschaften ungefähr so viel wie die Bevölkerung Südkoreas.

Jessie Zhang kommt aus China. Die zierliche Schanghaierin arbeitete die letzten Jahre bei einer IT-Beratung. IT ist ein Boom-Markt in China. «Alles dreht sich um Wachstum», sagt die 32-Jährige, «doch fehlen qualifizierte Mitarbeiter.» So wurde Zhang in Projekte hineingeworfen, für die sie kaum vorbereitet war. Einerseits studieren zwar in China immer mehr junge Menschen, andererseits lernen sie wenig Praktisches. Nach dem Studium sind die Einstiegsgehälter mit 5000 Renminbi, rund 700 Schweizer Franken, auch für chinesische Verhältnisse niedrig. Das mindert die Loyalität zu einem Unternehmen – die meisten Chinesen wechseln ihre Stelle

sofort, wenn sie bei der Konkurrenz fünf Prozent mehr Gehalt bekommen oder sich der Anfahrtsweg verkürzt. Kündigungsschutz oder eine Kündigungsfrist gibt es in China quasi nicht.

China verstehen

Stephen Nason ist einer der Professoren der HKUST, welche die Studenten auf den kulturell oft unterschätzten Riesen China vorbereiten. Sein Kurs über Verhandlungstechnik ist beliebt. Anhand von Simulationen bringt der Kalifornier seinen Schülern bei, auf was es bei Deals ankommt. «Ein Stück Papier zählt wenig in einem Markt, der sich ständig verändert», sagt Nason. Vielen Chinesen widerstrebe es deswegen, die sich ständig verändernde Realität vertraglich zu fixieren. Bei Verhandlungen mit ihnen gehe es darum, Vertrauen aufzubauen. «Guan Xi» lautet das chinesische Wort für das Geflecht aus halb geschäftlichen, halb freundschaftli-

chen Beziehungen, das mit vielen kleinen Geschenken und Essenseinladungen gepflegt werden will. Wer in China Geschäfte machen will, muss dieses Prinzip verstehen. «Doch bloss mit chinesischen Geschäftspartnern den Reisschnaps Baijiu zu trinken, reicht nicht.»

Jessie Zhang wollte nach acht Jahren Berufserfahrung raus aus diesem Umfeld. Sie wollte Investmentbankerin werden und internationale Erfahrung sammeln. Ihr Ehemann, ein HKUST-Alumni, empfahl ihr das MBA-Programm. Kurz nachdem Zheng ihre Zulassung erhalten hatte, wurde sie schwanger. Den Unterricht verpasste sie trotzdem nie. Sie stand um sechs Uhr auf, las die Wirtschaftspresse und bereitete sich auf den Unterricht vor. Danach nahm sie an Teamsitzungen teil oder fuhr vom Campus in die Stadt, um ihr Netzwerk auszubauen. Jetzt ist Jessie fast am Ziel. Ihr Kind kam im Januar auf die Welt. Ihre Eltern kümmern sich um das Baby.



Grenzenloser Optimismus: Apéro der MBA-Studenten im 21. Stock auf einem Hochhaus in Soho am Abend. Viele von ihnen gehen danach wieder an die Arbeit.

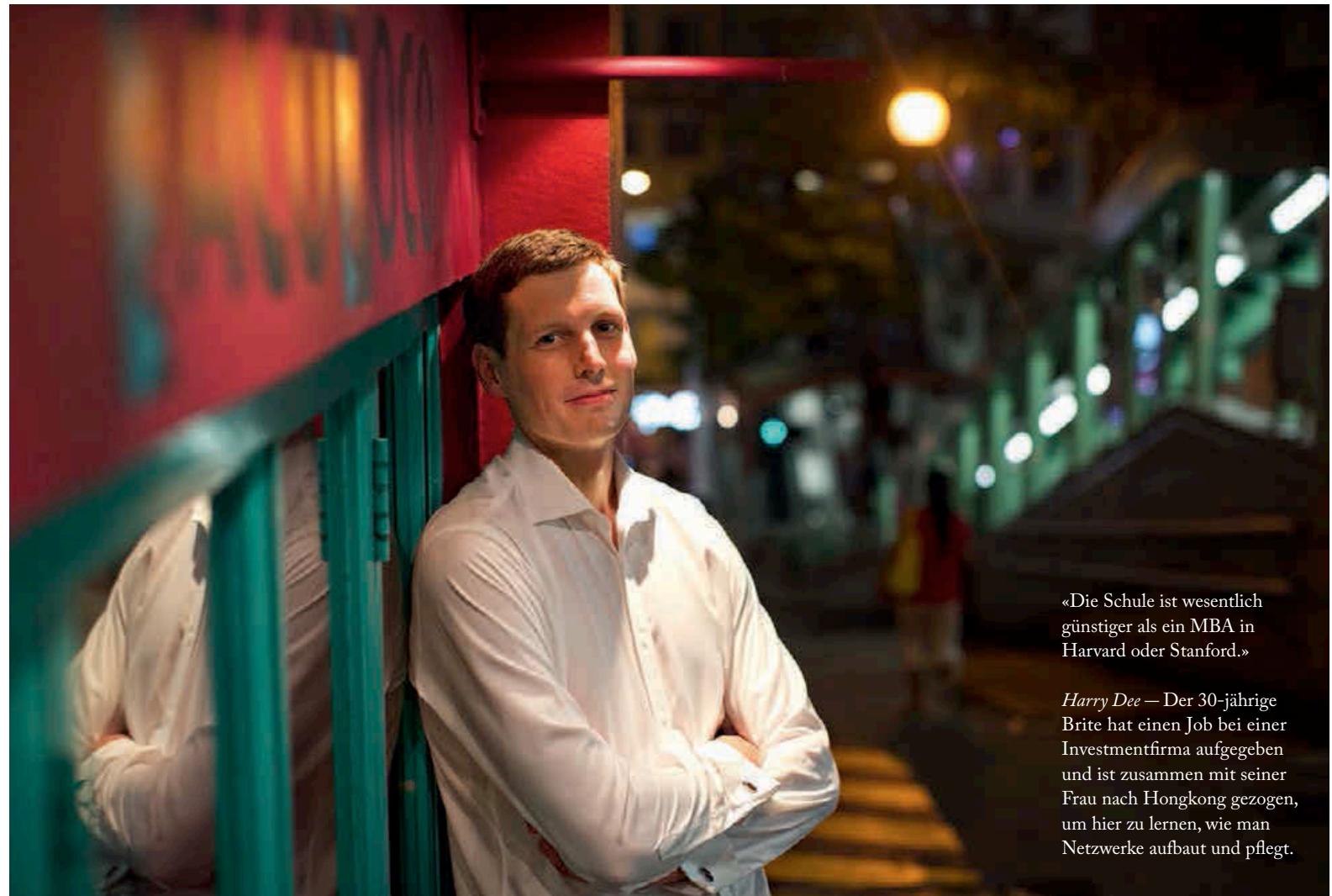


Jessie selbst absolviert ein Praktikum bei einem Private-Equity-Unternehmen und rechnet in Zukunft mit einem Einkommen zwischen 60 000 und 100 000 US-Dollar im Jahr.

Es geht nicht nur ums Geld

Nicht alle Studenten machen den MBA des Geldes wegen. Wie zum Beispiel Harry Dee. Er hat sich gerade 45 Minuten in der Mittagspause freigeschauft und sitzt jetzt in einem Coffeeshop in einer der vielen klimatisierten Shoppingmalls in Hongkong, um über seinen Werdegang zu

erzählen. Der Brite hatte einen gut bezahlten Job bei einer Londoner Investmentfirma. Nach sieben Jahren aber hatte er das Gefühl, dass «meine Lernkurve abflachte», sagt er. Er entschied sich schliesslich für die HKUST. «Die Schule hat mitunter die besten Rankings, ist aber wesentlich günstiger als ein MBA in Harvard oder Stanford.» Mit seiner Frau zog der 30-Jährige in ein Apartment auf Hongkong Island – weit weg vom Campus, dafür nahe am wirtschaftlichen Puls der Stadt. Zu lernen, wie man Netzwerke aufbaue und pflege, sei für ihn das Wichtigste an der Aus- >



«Die Schule ist wesentlich günstiger als ein MBA in Harvard oder Stanford.»

Harry Dee — Der 30-jährige Brite hat einen Job bei einer Investmentfirma aufgegeben und ist zusammen mit seiner Frau nach Hongkong gezogen, um hier zu lernen, wie man Netzwerke aufbaut und pflegt.

bildung gewesen. Jetzt macht Dee ein Praktikum bei MetLife, einem börsenkotierten amerikanischen Versicherungsunternehmen. Die Wachstumschancen in diesem Markt seien enorm, sagt er.

«Um ein höheres Gehalt geht es mir im Moment eigentlich nicht», sagt der studierte Politwissenschaftler Dee. «Ich denke langfristig.» In zehn Jahren möchte er es zum Landeschef eines Unternehmens gebracht haben. «So ein Ziel in schrumpfenden Märkten zu erreichen, ist fast unmöglich», sagt er. «Aber hier in Asien, wo sich ständig neue Chancen auftun, ist es machbar.»

Noch gibt es für HKUST-Absolventen die grössten Chancen, bei internationalen Firmen angestellt zu werden, die in Asien operieren. So arbeiten 88 Prozent der Absolventen später in Asien, über die Hälfte bleibt in Hongkong. Die Kultur chinesischer Unternehmen ist eigen: Kritik am Vorgesetzten wird nicht geäussert, Verantwortung übernimmt nur der, der explizit dazu aufgefordert wurde, und Probleme werden oft nicht angesprochen – aus Angst, sich selbst oder den Vorgesetzten zu blamieren. Langsam ändert sich das. Chinesische Konzerne wie der Telekommunikationsausrüster Huawei oder der weltgrösste PC-Hersteller Lenovo expandieren. Huawei macht mittlerweile zwei Drittel seines Umsatzes ausserhalb Chinas, aber nur ein Viertel der Führungskräfte sind Nicht-Chinesen. Gefragt sind deshalb Mitarbeiter, die mit beiden Kulturreihen vertraut sind.

Den Briten Harry zieht es nicht nach China. Zu gross sei die Sprachbarriere. Um Mandarin zu lernen, muss man viel Zeit investieren. Zwar wird ein Kurs an der Schule angeboten, doch die Zeit reicht nicht, um die Sprache zu beherrschen, geschweige denn flüssig zu sprechen. Zudem schrecken die Luft- und die Umweltverschmutzung mittlerweile viele Ausländer ab. Die meisten MBA-Absolventen bleiben in Hongkong, wo neben Kantonesisch Englisch die Verkehrssprache ist.

Hoher Wert der Bildung

Yuan Lee Chung, eine hochgewachsene Chinesin aus Malaysia, kann ihr neues Leben noch kaum fassen. «Ich bin in einem



Dorf in Malaysia aufgewachsen», sagt die Tochter eines Lehrerpaars. «In einem Monat ziehe ich nach New York.» Die 31-Jährige hatte Elektroingenieurwesen studiert, doch dann arbeitete sie einige Jahre in der Finanzbranche in Singapur. Anfangs lockten sie bessere Verdienstmöglichkeiten. Sie nahm einen Kredit auf, um den MBA zu finanzieren. Mittlerweile haben sich ihre Prioritäten verändert. «Ich habe erkannt, dass Freiheit und Leidenschaft mir eigentlich wichtiger sind als ein hohes Gehalt», sagt sie. «Durch den MBA habe ich mehr Möglichkeiten bekommen, einen Beruf zu wählen, der mir das ermöglicht.»

Die meisten der MBA-Studenten kommen aus der oberen Mittelschicht. Besonders bei den durch den Konfuzianismus geprägten Chinesen hat Bildung einen hohen Wert. Die Schattenseite: Viele junge Chinesen haben Probleme mit der eigenen Work-Life-Balance: Überstunden





Die Stadt gilt als wirtschaftsfreundlichste Metropole der Welt. Import- und Exportzölle gibt es nicht: im Zentrum Hongkongs.

sind selbstverständlich. Gemäss der staatlich kontrollierten «China Youth Daily» sterben im Jahr 600 000 Menschen an Überarbeitung. Die Zahl ist kaum zu überprüfen, Fakt ist aber, dass in den Büros in Schanghai und Peking auch spätabends noch Lichter brennen.

Erst allmählich dämmert es der neuen Mittelschicht in Asien, dass materieller Wohlstand nicht alles ist. Bei Jessie Zhang aber steht das berufliche Fortkommen im Vordergrund. Ihr Baby wird von den Grosseltern betreut, wie das bei vielen Chinesen mittlerweile üblich ist. Sie und ihr Mann wollen Geld. Daran, dass der Preis vielleicht zu hoch sein könnte, denkt sie nicht. «Westlern geht es um Sicherheit und Lebensqualität, Chinesen sind hungriger», sagt Jessie.

Musiktherapeutin als Bankerin

Es ist dunkel geworden auf der Dachterrasse in Soho. Aus Millionen Fenstern leuchten Lichter. Die meisten MBA-Studierenden sitzen spätabends wieder an ihrem Arbeitsplatz an der HKUST. Sie schlafen nicht, während Asien boomt.

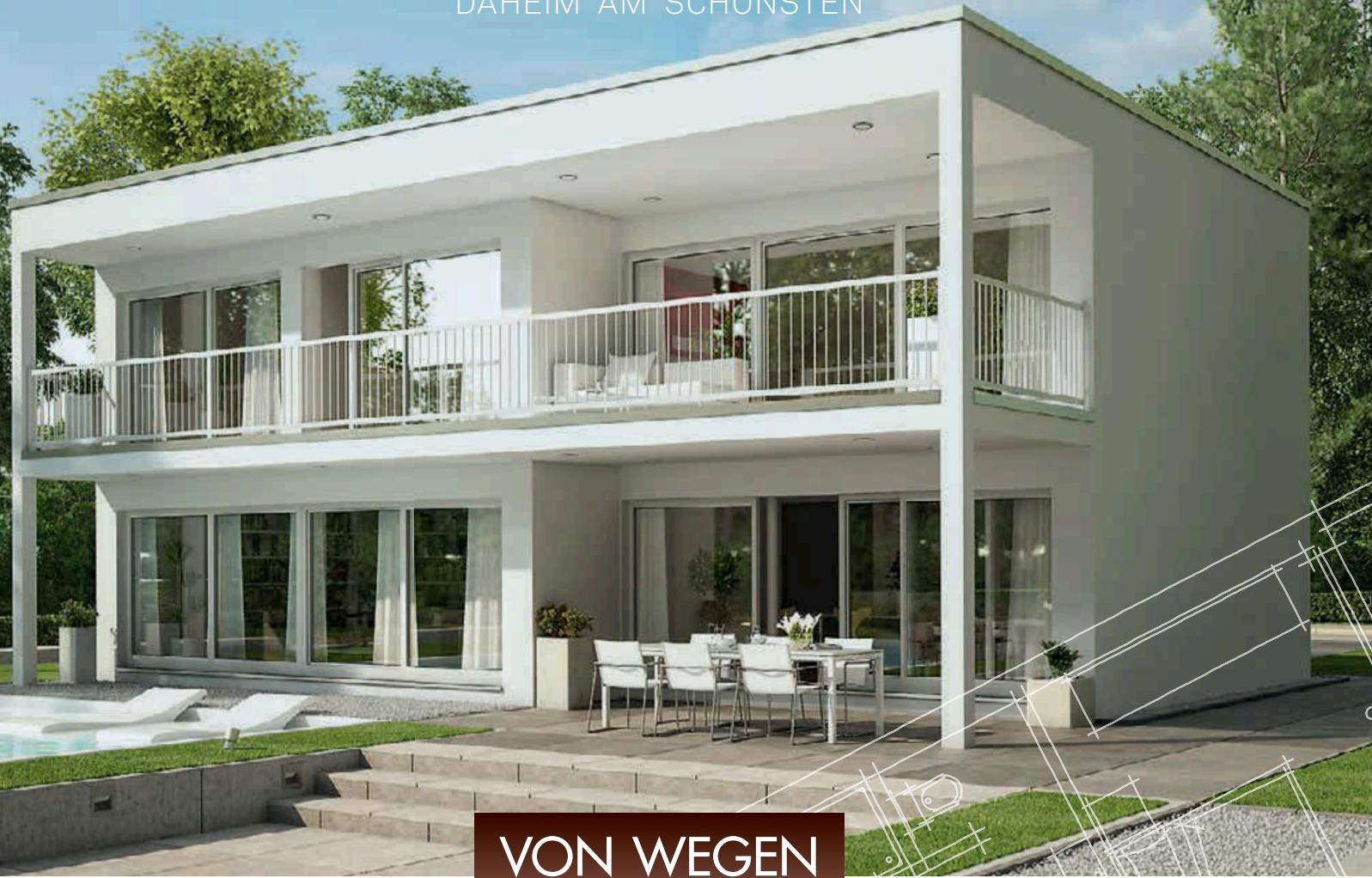
Man sagt, ein MBA verhelfe Absolventen dazu, die Position, die Branche oder den Standort zu wechseln. An der HKUST scheint alles zusammen möglich. Im vergangenen Jahr habe sich eine Musiktherapeutin aus den USA beworben, erzählt Programmleiter Ferguson. Heute arbeite sie als Investmentbankerin in Hongkong. □

Philipp Mattheis ist China-Korrespondent der «WirtschaftsWoche» und lebt in Schanghai.

Redaktionsschluss dieser Bulletin-Ausgabe war am 1.9.2014.

BAUTEC

DAHEIM AM SCHÖNSTEN



VON WEGEN
VERNÜNTIG!

■ Konzept/Idee

Architektur...individuell...
modern...Häuser...BAUTEC...
Raum...Ideen...grosszügig...
Konzept...ideal...persönlich...
Entwurf...Layout...realisieren...
luxuriös...praktisch...flexibel...
offen...Attika...repräsentativ...
interessant...Raumaufteilung...
Wellness...eindrucksvoll...
Glasfronten...Minergie...edel...
Komfortsteuerung...exklusiv...
Galerie...attraktiv...Ankleide...
Fitnessraum...Pool...
Gartenlandschaft...

Innovation

Wer ist der Nächste?

Bei über 70 000 Schweizer KMU steht in den nächsten fünf Jahren ein Besitzerwechsel an. Doch wer übernimmt die Nachfolge? KMU bevorzugen eine familien- oder zumindest unternehmensinterne Lösung. Damit diese gelingt, braucht es eine frühzeitige und sorgfältige Planung – die Frage des Geldes steht nicht an erster Stelle.

Von Andreas Christen

Ein Firmenpatron muss im Verlauf seiner Karriere zahlreiche wichtige Entscheidungen treffen, doch kaum eine ist so wegweisend wie die Regelung seiner Nachfolge: Wem übergebe ich meine Firma, wenn ich dereinst abtrete – und zu welchem Preis? Vor allem in Familienunternehmen, die 78 Prozent aller KMU in der Schweiz ausmachen, ist die Frage nach der Nachfolge eine Herzenssache. Hier geht es um den Fortbestand eines Lebens-, vielleicht sogar Generationenwerks.

Im Rahmen der Studienreihe «Erfolgsfaktoren für Schweizer KMU» untersuchte das Swiss Industry Research der Credit Suisse in Zusammenarbeit mit dem Center for Family Business der Universität St. Gallen, wie KMU ihre Betriebe an die nächste Generation weitergeben und welche Faktoren dabei wichtig sind. Dazu wurden mehr als 2000 Schweizer KMU aus allen Regionen und Branchen befragt.

Eine halbe Million Arbeitsplätze

Die Zahlen sind eindrücklich: 22 Prozent der Schweizer KMU-Unternehmer planten Anfang 2013, das Eigentum an ihrem Betrieb in den nachfolgenden fünf Jahren zu übergeben (siehe Grafik). Auf die Gesamtwirtschaft hochgerechnet bedeutet dies: Knapp eine halbe Million Arbeitsplätze in über 70 000 Unternehmen dürften bis 2018 von einer Eigentumsübergabe betroffen sein. Von einer sorgfältigen Planung und Ausführung der Unternehmensnachfolge profitieren also nicht nur die Direktbeteiligten. Wenn gut geführte Unternehmen erfolgreich an die nächste Generation übergeben werden, bleibt ein volkswirtschaftlicher Wert in Form von Arbeitsplätzen, Wertschöpfung und Steuersubstrat.

Allerdings gelingt die Übergabe nicht immer. Die Forschung geht davon

aus, dass bis zu 30 Prozent der Unternehmen keine Nachfolgelösung finden oder anstreben und verschwinden. Gemäss unserer Befragung bekunden Mikrounternehmen (1 bis 9 Mitarbeiter) öfter Schwierigkeiten, eine Nachfolgelösung zu finden, als Klein- (10 bis 49 Mitarbeiter) und Mittelunternehmen (50 bis 249 Mitarbeiter). Mikrounternehmen planen deshalb häufiger eine Stilllegung oder Liquidation ihres Unternehmens.

Wie erwähnt sind 78 Prozent der Schweizer KMU Familienunternehmen. Sie sind vom Thema Unternehmensnachfolge in besonderer Weise betroffen, die

Nachfolger oder Uneinigkeit über die strategische (Neu-)Orientierung kommen häufig vor.

Entschräfen lässt sich die Brisanz der familieninternen Nachfolge vor allem durch eine frühzeitige und systematische Nachfolgeplanung. Das bestätigt die Forschung: Bei einer familieninternen Regelung dauert der Nachfolgeprozess durchschnittlich rund 6,5 Jahre – und damit deutlich länger als bei anderen Lösungen.

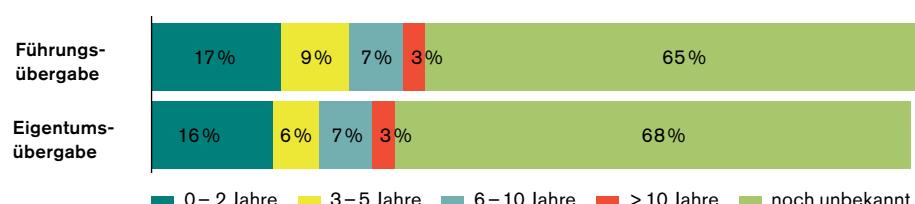
Interne Lösungen bevorzugt

Am Anfang dieses Nachfolgeprozesses steht die Frage: An wen möchte ich mein

Unternehmensnachfolge

Wann soll das Eigentum/die Führung an Ihrem Unternehmen übergeben werden?

Anteil Antworten, N = 2063



Quelle: Credit Suisse KMU-Umfrage 2013

beiden Welten Arbeit und Familie sind hier eng miteinander verknüpft. Mit dem Rücktritt des Firmenlenkers müssen sich sowohl das Unternehmen als auch Familie neu definieren. Die Nachfolge innerhalb der eigenen Familie birgt zudem einiges an Konfliktpotenzial: Streitigkeiten über Posten im Unternehmen, Angst vor Machtverlust, Zweifel an der Eignung der

Lebenswerk übergeben? Familienunternehmen bevorzugen eine familieninterne, Nicht-Familienunternehmen eher eine unternehmensinterne Übergabe an Mitarbeiter. Doch nicht immer deckt sich die tatsächliche Lösung mit den Vorstellungen des abtretenden Firmeninhabers. In der Praxis kommt es häufiger als geplant zum Verkauf des Unternehmens an externe >

Käufer. Unter diesen Fällen befinden sich auch viele Unternehmen, deren Patron lange keine konkreten Vorstellungen über potenzielle Nachfolger hatte.

Weniger häufig als geplant kommt die Übergabe an Mitarbeiter vor. Mitarbeiter äussern zwar oft grundsätzliches Interesse, schrecken aber oft vor der unternehmerischen und finanziellen Verantwortung zurück. Dasselbe kann in Familienunternehmen passieren: Die Kinder haben oft schlicht keine Lust, Verantwortung zu übernehmen, oder haben sich beruflich ohnehin anders orientiert.

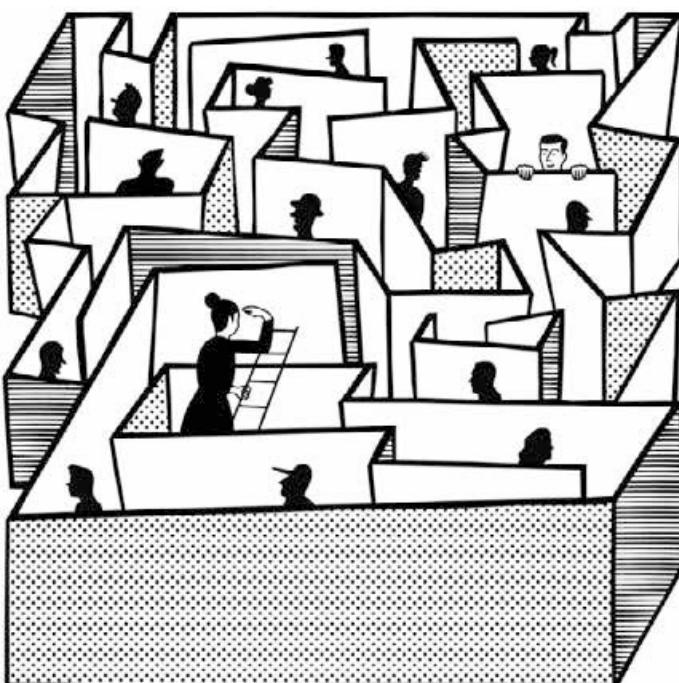
42 Prozent Rabatt für die Familie

Und schliesslich geht's – früher oder später – bei jeder Nachfolge auch um den Preis, den der oder die neuen Besitzer für das Unternehmen zahlen müssen. Hier zeigt die Studie, dass Mitarbeitende die Unternehmen durchschnittlich nicht günstiger erwerben können als Unternehmensexterne. Familienmitglieder hingegen erhalten auf den Marktpreis im Schnitt einen Rabatt von 42 Prozent. Ein Fünftel der Familienmitglieder übernehmen das Unternehmen ihrer Vorgänger sogar gratis.

Zweifellos ist die Frage nach dem Preis für die Nachfolgeregelung wichtig, dennoch ist laut der Studie das dominierende Motiv bei einer Unternehmensübernahme die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. Für ein Land wie die Schweiz – mit funktionierendem Arbeitsmarkt, gesellschaftspolitischer Stabilität sowie einer konsum- und freizeitorientierten Gesellschaft – ist dies eine typische Beobachtung. Vielen Unternehmern und Unternehmerinnen scheint diese Selbstverwirklichung auch tatsächlich zu gelingen. Sie fühlen sich wohl in ihrer Rolle und würden das Unternehmertum in grosser Mehrheit an Kinder und Freunde weiterempfehlen. Ihr Rückzug aus dem Geschäft erfolgt deshalb zumeist gesundheits- oder altersbedingt und nur selten aus finanziellen Gründen oder aus dem Wunsch nach mehr Freizeit. □

Andreas Christen arbeitet beim Swiss Industry Research der Credit Suisse.

«Interesse und Nachfrage»



Wie findet eine Firma gute Leute, und wie finden gute Leute eine interessante Firma? Die Personalberaterin Helen Handfield-Jones gibt Auskunft.

Interview: Bernadette Calonego, Illustration: Golden Cosmos

Frau Handfield-Jones, der martialische Slogan «War for Talent» ist zum stehenden Begriff geworden für die globale Talentsuche. Sie waren dabei, als er entstand. Wie kam das?

Unser McKinsey-Team recherchierte fünf Jahre lang und befragte 13 000 Manager aus mehr als 120 Firmen dazu, wie Unternehmen Führungskräfte rekrutieren und integrieren. Eines Morgens sagte mein Kollege Steven Hankin spontan: «Falls das je ein Buch wird, sollte es den Titel 'The War for Talent' haben.» Der Ausdruck verkör-

pert die verrückte Suche der neunziger Jahre in der IT- und anderen Branchen nach Talenten treffend. Es waren wilde Zeiten, die Firmen rekrutierten sehr aggressiv, auch bei Mitbewerbern.

Würden Sie heute denselben Begriff wählen?

Nein. Obwohl es ein griffiges Schlagwort ist, geht es im Buch nicht bloss um die Frage, wie man Leute anheuern kann, sondern auch, wie man sie hält, einschätzt und fördert. Ich würde von der Kriegs-Metapher die Finger lassen.

Hat sich grundlegend etwas verändert im Wettstreit um Talente?

Nicht was Führungskräfte in Unternehmen betrifft. Je höher die Position, desto geringer die Zahl der Anwärter, die diese komplexen und schwierigen Rollen besetzen können. Das Reservoir für Topmanager ist klein. Die Situation verschärft sich durch die Lücken, welche die abtretende Babyboomer-Generation hinterlässt. Um manche Talente wird heute noch intensiver geworben als damals – während es in anderen Bereichen genügend Nachfolger gibt.

Hat die Globalisierung und die damit verbundene Vergrösserung des Talent-Pools den Wettbewerb um gut ausgebildete Arbeitskräfte nicht entschärft?

Es ist richtig, dass uns etwa China, Indien und andere Weltregionen Zugang zu einem riesigen Reservoir an technischen Fachkräften ermöglichen. Aber in allen Ländern gibt es immer noch einen Mangel an Führungskräften und kreativen Talenten. Zudem ist das globale Rekrutieren von Arbeitskräften aufgrund von Immigrationsgesetzen und grossen kulturellen Unterschieden komplex, schwierig – und auch teuer. Das müssen westliche Firmen erst noch lernen.

Gibt es Unternehmen, die besonders gut mit Führungskräften umgehen?

Spontan würde man an Firmen denken, die ausschliesslich auf Talent bauen wie Steuerberater und Buchprüfer, Anwalts- oder Investment-Gesellschaften. Doch die positiven Beispiele stammen eher von

Firmen im Fertigungs- und Konsumgüterbereich: Ich denke an General Electric, IBM, Procter & Gamble oder Johnson & Johnson. Die sind wirklich erfolgreich im Rekrutieren, Halten, Einschätzen und Fördern von guten Managern.

Viele Firmen konzentrieren sich auf die Rekrutierung der Besten und Begabtesten. Das reicht eben längst nicht. Es gibt Dinge, die fast so wichtig sind wie die Auswahl: Firmen sollten sich intensiv um die Leute kümmern, die bereits bei ihnen arbeiten. Das fängt an mit der Einschätzung der Leistung und des künftigen Potenzials ihrer Angestellten. Finden Sie die richtige Aufgabe für sie und geben Sie ihnen stetige Rückmeldungen. Man muss Leuten mit grossem Potenzial helfen, innerhalb der Firma weiterzukommen. Aber man muss auch die zuverlässigen, soliden Mitarbeiter berücksichtigen und Leute mit schlechten Leistungen nicht lange dulden.

Haben sich die Talente und Fähigkeiten, die Topmanager heute haben müssen, in den letzten zehn Jahren verändert? Es wird ein stärkeres Gewicht auf soziale Kompetenz gelegt sowie auf die Fähigkeit, mit den Leuten innerhalb einer Firma erfolgreich zusammenzuarbeiten. Führungskräfte müssen die Mitarbeiter stärker einbeziehen und sie mehr fördern.

Microsoft-Gründer Bill Gates und Apple-Gründer Steve Jobs haben die Universität abgebrochen. Glauben Sie, dass heute eine Firma deren Begabung erkennen würde? Solche Menschen folgen im Lauf ihrer ungewöhnlichen Karriere Wegen, die schwierig zu kopieren sind. Sie müssen eine Nische finden, damit sie ihr hervorragendes Potenzial verwirklichen können. Es ist schwierig, sie in herkömmliche Firmen zu integrieren.

Was sind die drei wichtigsten Gründe, warum man sich für eine Firma entscheidet? Erstens ein Firmenumfeld, das die Leute stimuliert und in dem sie beruflich weiterkommen. Genauso wichtig ist der Vorgesetzte, für den sie arbeiten. Es

ist eine Binsenwahrheit, aber gute Chefs ziehen gute Leute an. Drittens sind Firmen gesucht, die dem Leben der Angestellten einen Sinn geben und sie für ihre Vision begeistern können.

Und was sind die wichtigsten Gründe, warum Leute eine Firma verlassen?

An erster Stelle kommt Frustration: Leute sind frustriert, wenn sie in ihrer Karriere nicht so vorwärtsgehen, wie sie möchten. Zweitens: Schlechte, kleinkarierte Chefs, die weder den Überblick noch eine Vision haben und ihre Mitarbeiter nicht mitreissen können. Drittens: Wenn Angestellte nicht geschätzt und anerkannt werden.

Der amerikanische Ökonom Paul Krugman spekulierte Ende der neunziger Jahre über die «Abwertung der akademischen Bildung» als Trend für das 21. Jahrhundert. Er prognostizierte, dass viele der Arbeitsstellen, die einst höhere Schulen erforderten, eliminiert würden. Erwarten Sie auch, dass akademisch gebildete Leute weniger begehrt sein werden als Facharbeiter oder unqualifizierte Arbeitskräfte?

Das ist zu stark vereinfacht: Es hängt von der Berufssparte und vom geografischen Standort ab. Unterschiedliche Sektoren werden immer unterschiedliche Arbeitskräfte erfordern. Hier in Kanada zum Beispiel gibt es einen riesigen Mangel an Facharbeitern und Handwerkern, die aber eine spezifische Ausbildung haben müssen.

Angenommen, eines Ihrer Kinder käme diesen Herbst an die Universität. Welche Studienrichtung würden Sie empfehlen? Langfristig sind die Aussichten für Mathematiker, Naturwissenschaftler, für Ingenieure sowie für Fachkräfte im Gesundheitsbereich sehr gut. Gleichzeitig muss ich auch sagen, dass Menschen üblicherweise besser sind in Berufen, die sie lieben. Sie müssen diesen Kreuzpunkt zwischen Interesse und Nachfrage finden. Wenn sich jemand für die Geschichte der Römer interessiert, gibt es vielleicht eine Option in der Museumstechnologie. □

Bernadette Calonego ist freie Journalistin in Kanada.



Die Kanadierin **Helen Handfield-Jones**, 56, war im Autoren-Team von McKinsey, das den Begriff «War for Talent» Ende der 1990er Jahre erfand.

Heute leitet sie eine Personalberatungsfirma in Kanada und gilt als Koryphäe für CEO-Evaluation und Nachfolgeregelung.



Stechmücke 2.0

390 Millionen Menschen infizieren sich jährlich mit dem Dengue-Virus, 22 000 sterben daran. Moskitos mit veränderten Genen sollen nun unerwünschte Artgenossen verdrängen. Das Projekt ist hoffnungsvoll – und umstritten.

Von Andreas Fink

Kleine Mücke, grosses Unheil: Jedes Jahr töten Moskitos mehr Menschen als alle Kriege dieser Welt. Dem von der Anopheles-Mücke übertragenen Malaria-Erreger fallen jährlich 1,2 Millionen Menschen zum Opfer. Auch das Denguefieber, gegen das es weder Impfung noch Therapie gibt, verläuft in 22 000 Fällen pro Jahr tödlich, Tendenz ständig steigend.

Seit Jahrzehnten scheitern sämtliche Versuche, den aus Nordafrika in alle Welt ausgeschwärmteten Dengue-Überträger *Aedes aegypti* zu dezimieren. Wenn in der Regenzeit Moskitoschwärme über Tropenstädte herfallen, dann schicken Behörden Sprühtrupps los, die ganze Stadtviertel in weissen Giftwolken versenken. Wenige Wochen später sind die Moskitos zurück. Weil viele Tiere längst resistent sind. Und weil der Insektizidnebel niemals alle Eier der robusten *Aedes aegypti* erreicht. Die nächste Generation steht bereit, ihr Unheil zu verbreiten.

Kleine Mücke, grosse Hoffnung: *Aedes aegypti* OX513A heisst die genveränderte Variante von *Aedes aegypti*, die ihr Original verdrängen soll. Als erstes Land entschloss sich Brasilien 2014, OX513A landesweit zuzulassen. Damit werden diese Mücken die ersten genveränderten Tiere der Welt sein, die systematisch in die freie Wildbahn gesetzt werden. Eine Revolution, nichts weniger als das.

Eingebautes Todesgen

1,5 Milliarden Reais, also etwa 600 Millionen Franken, haben Brasiliens Gesundheitsbehörden jährlich für die Insektenbekämpfung budgetiert. Trotzdemstellten sie am Jahresende immer wieder fest, dass die Dengue-Fälle weiter zunehmen, wie all die Jahre zuvor. 2013 wurde die bisherige Rekordziffer von 1,5 Millionen Erkrankungen gemeldet, aber in dem riesigen Tropenland muss von erheblich höheren Dunkelziffern ausgegangen werden. «Wir brauchen dringend neue Wege und neue Werkzeuge, um die Stadtbewohnerungen zu schützen», fordert deshalb Paul Reiter, Professor für medizinische Insektenkunde am Pariser Pasteur-Institut und einer der renommiertesten Experten für Stechmücken und deren Folgen.

Am Rande der brasilianischen Stadt Campinas züchtet die britische Biotech-Firma Oxitec seit Ende Juni 2014 in Petrischalen, Tanks und Kisten bis zu zwei Millionen Mückenmännchen OX513A

pro Woche. Äusserlich sind diese Tiere von ihren Artgenossen aus freier Wildbahn nicht zu unterscheiden. Doch im Inneren tragen sie zwei veränderte Gene.

Das eine ist ein fluoreszierender Marker, der es ermöglicht, unter dem Elektronenmikroskop genveränderte Tiere von wilden Artgenossen zu unterscheiden. Und das zweite modifizierte Gen soll das entscheidende Hilfsmittel sein, um Mückenpopulationen in Zukunft nachhaltig zu dezimieren: Dieser Erbbaustein wurde so verändert, dass er in freier Wildbahn zu viel eines Proteins produziert, was binnen maximal drei Tagen den Tod der Tiere auslöst. Drei Tage bekommen die Mückenmachos Zeit, sich eine Gefährtin zu suchen und diese mit ihrem veränderten Erbgut zu begatten. Kommt es zu einer Befruchtung, muss das deutlich grössere Weibchen danach einen Menschen stechen, um aus dessen Blut die nötigen Proteine zu gewinnen. Etwa fünf Tage später wird es die Eier legen. Diese tragen dieselbe Genveränderung wie der Vater. So wird auch der Brut der Garaus gemacht.

Das funktioniert, das haben die britischen Biotechniker von Oxitec in Freilandversuchen erprobt. Seit fünf Jahren macht das 2002 von Wissenschaftern der Universität Oxford gegründete Unternehmen Tests mit seinen patentierten Kreaturen, die den offiziellen Namen OX513A tragen – in Brasilien, Malaysia, Panama und auf den Cayman-Inseln.

Zunächst begann man in ländlichen Gegenden, dann in der brasilianischen Kleinstadt Juazeiro, deren Dengue-Rate zu den höchsten der Welt gehört. Gemeinsam mit der brasilianischen Non-Profit-Organisation Moscamed und der Universität von São Paulo ermittelten die Briten, wann sie wie viele ihrer modifizierten Moskitos loslassen müssen, um möglichst effektiv den Nachwuchs zu vermeiden. Die Zahlen waren vielversprechend: Um bis zu 93 Prozent konnte die *Aedes aegypti*-Population in den Testgebieten reduziert werden, ohne dass dabei andere Spezies gefährdet worden wären.

«Frankensteins Monster»

Dass bald weltweit erstmals genveränderte Tiere systematisch ausgesetzt werden, ruft Kritik hervor. «Das ist Frankensteins Monster», wettert Helen Wallace, Direktorin der britischen NGO GeneWatch. Die Naturschützer warnen, die Freisetzung nichtnatürlicher Genkombinationen

stelle ein unkalkulierbares Risiko dar. Oxitecs CEO Hadyn Parry antwortet mit entwaffnender Einfachheit: «Unsere Tiere sterben. Nur dafür sind sie gezüchtet.» Anders als bei genverändertem Mais bleiben keine veränderten Gene in der Umwelt.

Die Gegner der Gentechnik bezweifeln das. Sie warnen davor, dass auch genveränderte Weibchen in die Aussenwelt gelangen könnten. Denn die Trennung der männlichen und weiblichen Larven passiert manuell, wobei das Laborpersonal die weiblichen Larven vernichtet. Sollten versehentlich doch weibliche genveränderte Mücken in die Umwelt gelangen, könnte es bei einem Stich zu einem ungeplanten Gentransfer auf Menschen kommen, argwöhnen die Naturschützer. Oxitec-Chef Parry hält das Szenario für ausgeschlossen. Keines der eingesetzten Proteine gelange in die Speicheldrüse der modifizierten Mücken.

Brasiliens Nationale Technikkommission für Biosicherheit folgte Parrys Argumenten und liess eine Aussetzung von OX513A landesweit zu. So darf Parrys Firma Oxitec, die 2002 unter anderem dank Spenden der Bill & Melinda Gates Foundation entstand und die heute 50 Angestellte zählt, von goldenen Zeiten träumen. Weil geschlüpfte Moskitos nicht mehr als 400 Kilometer weit reisen können, werden wohl schon bald viele OX513A-Mückenfabriken notwendig sein, um *Aedes aegypti* nachhaltig zu verdrängen. «Viele Gemeinden haben grosses Interesse an unserer Technologie», sagt Glenn Slade, der Oxitecs Brasilien-Geschäft führt. Und längst experimentieren die Gentechniker der Firma mit anderen Moskitoarten wie etwa der asiatischen Tigermücke und auch dem Malaria-Überträger Anopheles.

Ist es wirklich zu schaffen, *Aedes aegypti* aus der tropischen und subtropischen Welt zu verdrängen? Können die Suizidmoskitos OX513A ähnlich effektiv sein wie das Insektengift DDT, das die damals noch «Gelbfiebermücken» genannten Tiere Mitte des letzten Jahrhunderts aus grossen Teilen des amerikanischen Kontinents vertrieb? «Ich bin sicher, dass wir städtische Zentren und andere Risikogebiete mit unserer Technologie gut schützen werden können», sagt Hadyn Parry. «Aber *Aedes aegypti* ganz ausmerzen? Das kann ich mir schlecht vorstellen.» □

Andreas Fink ist Südamerika-Korrespondent von «Focus» (D) und «Die Presse» (Ö).

Immer schlimmer – schon immer

Frech, respektlos, faul: Ja, die Jugend ist heute schlimmer als früher. Das Problem ist nur: Das ist sie schon seit Jahrtausenden. Zur Geschichte einer menschlichen Denkkonstante.

Von Mathias Plüss

Das Klageleid über die heutige Jugend ist aktuell wie eh und je. Mir fiel dies auf, als ich in den letzten Monaten etliche Interviews mit älteren Menschen führte. Die gewiss nicht nostalgieverdächtige Schriftstellerin Federica de Cesco etwa, in deren Büchern oft rotzfreche Mädchen die Hauptrolle spielen, bedauerte die «Respektlosigkeit» der heutigen Jugendlichen und forderte «mehr Zack-zack-Lehrer». Und der erfolgreiche Dirigent Nikolaus Harnoncourt beklagte sich darüber, nicht mehr gefragt zu sein: «Früher haben die Leute den Rat der Alten gesucht. Heute ist es das Gegenteil. Da heisst es, der alte Depp soll endlich Ruhe geben.»

Solche Aussagen haben einen Tenor: Als wir selber jung waren, war die Welt noch vergleichsweise heil. Aber ist die heutige Jugend wirklich schlimmer als frühere? Es gibt sicher irritierende Phänomene: Bei den grossen Musik-Open-Airs etwa sind die jugendlichen Besucher dazu übergegangen, nicht nur ihren Müll, sondern auch gleich ihre ganze Ausrüstung liegen zu lassen oder einfach zu verbrennen.

Das ist neu. Das ist schockierend. Das gab es früher nicht. Aber ist es auch schlimmer? In seinen «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» von 1838 schilderte Jeremias Gotthelf, wie es im Emmental am Huldigungstag zu- und herging, an dem die 15- und 16-jährigen Burschen dem Landvogt Gehorsam schwören muss-

ten. Nach der Zeremonie begaben sich die Jugendlichen ins Wirtshaus:

«Und wir gingen und tranken und poleteten unserer Väter würdig. Jeder von uns dünkte sich ein Held, auf den Strassen wurde niemand respektiert und schon auf dem Wege, ehe man noch ins Wirtshaus gelangt war, gab es einige Raufeten, Vorspiele des kommenden. [...] Bald fing der ungewohnte Wein in den



**«Jeder von uns dünkte
sich ein Held, auf
den Strassen wurde
niemand respektiert.»**

Jeremias Gotthelf, 1838

*jungen Schläuchen an zu gären, Stichworte
flogen, Begegnende müpften sich wie zufällig,
ältere schürten das Feuer; Gläser folgten den
Worten nach und bald war ein Handgemeng
zustande gebracht, das heftiger und blutiger
wurde [...]. Geprügelt zog man heim mit >*





Ist die heutige Jugend verdorbener als die einstige?

zerzaistem Sonntagsstaat und blutigen schlag- und weinsturmen Köpfen.»

Ist das nun besser als Zelte-Verbrennen? Eindrücke sind immer subjektiv. Aber es gibt Hinweise darauf, dass es sich bei der Vorstellung, die heutige Jugend sei verdorben als die einstige, weniger um eine objektive Feststellung als vielmehr um eine menschliche Konstante handelt.

Einigermassen konsterniert nahm ich letzthin zur Kenntnis, wie eine vielleicht sechzigjährige Managerin in einem Interview mit mir die fehlende Verantwortung, Disziplin und Integrität der nachfolgenden Generation geisselte – und dabei just meine Generation meinte, die Vierzigjährigen. Die Vierzigjährigen wiederum, so war letztes Jahr im «Magazin» zu lesen, echauffieren sich über die Aufgeblasenheit und den fehlenden Anstand der Dreissigjährigen. Kurze Zeit später zeigte sich in der gleichen Zeitschrift eine 26-jährige Journalistin entsetzt über die Angepastheit und das Konsumverhalten der Generation ihrer 16-jährigen Schwester. Keiner zu jung, um die noch Jüngeren schlimm zu finden.

Ähnliche Klagen findet man aus allen Zeiten. Natürlich hat jede Zeit ihr eigenes Kolorit. Aber die Vorwürfe wiederholen sich.

1 — Fehlender Respekt

Der absolute Klassiker: Schon Hesiod (um 700 v. Chr.), einer der ersten bekannten Dichter überhaupt, schrieb über die Jungen seiner Zeit: «Bald versagen sie selbst den greisen Eltern die Ehrfurcht, schmähen sie noch und schwatzen mit ihnen hässliche Worte.» Auch freches Zurückblaffen ist nichts Neues: In Zürich beklagte ein Regierungsbericht 1594, dass die jungen Knaben den «alten lüthen die inen etwan ein ding wehren thuond, mer teils mit unantworten und bösem bscheidt begegnend». Ein Jahrhundert später prangerte ein Gutachten über «die grosse Frächheit der jugendt» deren «gottloses fluchen» an, ebenso «garstiges unzüchtiges reden», «gefährliches zusammenrottieren und kriegen auf den gassen» sowie «heimliches Zusammenschleüfen in winkhlen und heüseren» zum Zweck des Spielens und



«Bald versagen sie selbst den greisen Eltern die Ehrfurcht, schmähen sie noch.»

Hesiod, um 700 v. Chr.

Saufens. Und auch dieser Stossseufzer tönt wohlbekannt: «Für Zeiten standen Junge vor Alten höflich auf, Jetzt heisst es: Junger, sitze! Und alter Greiner, lauf!» Tramzeitalter? Nein, Friedrich von Logau, 17. Jahrhundert.

2 — Egoismus

«Generation Me» lautet der Titel eines Buches der amerikanischen Psychologin Jean Twenge. Die Grundthese: Der heutige Jugendliche sei vor allem auf sich selbst fokussiert. Man hört die Klage oft: Die Jungen pflegten die Kunst der perfekten Selbstdarstellung; sie täten alles, um ihre Karriere voranzubringen. Man besucht ein Seminar an der Universität nicht aus Interesse, sondern wegen der vielen ECTS-Punkte, die man braucht, um voranzukommen; man macht ein Praktikum nicht aus Engagement, sondern weil es im CV gut aussieht. Echte Werte? Fehlan-



Durch das Internet neigen wir dazu, Fakten rascher zu vergessen.

Betsy Sparrow, 2011

zeige. So lauten jedenfalls die Klischees. Neu sind diese modern anmutenden Vorwürfe nicht. Auf der Titelseite der «NZZ» vom 22. Februar 1886 findet sich ein kecker Text eines offensichtlich jungen Autors, der sich gegen derlei Wehklagen der älteren Generation verwahrt. Die Klagen, schreibt der Journalist, lauteten etwa so: Die Jugend «suche nur materiellen Genuss und Befriedigung ihres niedrigen Egoismus; sie jage nach Dividenden und hüte sich vor Ueberzeugungen, welche ihr die Carriere verderben könnten». Die Antwort des Autors, schlau und ironisch, ist heute genauso gültig wie damals: Hätte sich die Jugend wirklich von jeglichem Idealismus abgewandt, so würde sie sich an den Universitäten wohl kaum derart zahlreich in «so brodreiche Studien wie die philologischen und historischen Disziplinen» drängen.

3 — Konsum

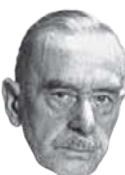
Verschwendug und Wegwerfmentalität sind gewiss typische Produkte unserer Überflussgesellschaft. Nur ist diese mittlerweile auch schon ein paar Jahrzehnte alt. So lesen wir in einem Büchlein eines Zürcher Lehrers von 1955, seine Schüler freuten sich kaum mehr über Geschenke und trügen keine Sorge mehr dazu. Und man könnte mit ihnen nirgendwohin mehr auf die Schulreise: Sie waren schon überall. «Man weiss bald nicht mehr, was man ihnen noch bieten kann, diesen überfütterten, satten Stadtkindern! Fast überall, wo man einen ungeteilten Jubel erwartet, begegnet man dem Rümpfen von mindestens 25 fröhreien Nasen. Wissen Sie nichts Besseres, Herr Lehrer? Könnten wir nicht nach Hamburg fahren oder nach Italien, nach Marseille zu den Seefahrern oder nach Chicago zu den Gangstern?»

4 — Geistige Dekadenz

2011 erschien in der renommierten Fachzeitschrift «Science» ein Artikel der New Yorker Psychologin Betsy Sparrow. Sie hatte mit Experimenten gezeigt, dass wir dazu neigen, Fakten rascher zu vergessen, wenn wir wissen, dass wir sie im Internet nachschauen können: Wir lagern quasi unser Gedächtnis aus. Wunderbare Sache, würde man meinen – wir haben dafür den

Kopf frei für anderes. Aber nein, die meisten Kommentatoren interpretierten das Resultat negativ: «Das Internet macht vergesslich» oder «Google beeinträchtigt unser Gedächtnis» lauteten die Schlagzeilen. Interessanterweise reagierten die Kommentatoren damit exakt identisch wie der ägyptische Pharao Thamus vor mehr als zweitausend Jahren in Platons Dialog «Phaidros», als man ihm von der Erfindung der Buchstaben berichtete: «Diese Erfindung wird in den Seelen derer, die sie erlernen, Vergesslichkeit bewirken, weil sie ihr Gedächtnis nicht mehr üben», so sein schnöder Kommentar.

Der Vorwurf der Schädlichkeit wurde jedem neuen Medium angehängt, auf das sich meist zuallererst die Jugendlichen stürzten. Die «Romanleserey», so hieß es, verursache «Schlaffheit, Verschleimungen, Blähungen und Verstopfungen in den Eingeweiden» (1787), das Radiohören lasse die Ohrläppchen krankhaft anschwellen (1920), und heute wird behauptet, der Computer mache unsere



«Gefahren der seelischen Primitivisierung und Verrohung.»

Thomas Mann, 1936

Jugendlichen dick, dumm, einsam und gewaltätig – der deutsche Psychiater Manfred Spitzer spricht von «Digitaler Demenz». Auch dies ist kein neuer Vorwurf: Der grosse deutsche Schriftsteller Thomas Mann hatte schon 1936 gewarnt, die Dominanz des Technischen berge besonders für «unsere Jugend» die «Gefahren der Verflachung, der seelischen Primitivi-

sierung und Verrohung». Pharao Thamus wiederum hatte im Alten Ägypten gewarnt, die Buchstaben verschafften einem kein «wirkliches Wissen», sondern bloss Scheinweisheit.

Zumindest für den immer wieder beschworenen geistigen Zerfall kann hier Entwarnung gegeben werden: Seit den ersten Intelligenzmessungen hat der mittlere IQ beinahe überall auf der Welt zugenommen, und zwar um gewaltige dreissig Punkte in hundert Jahren. Das ist die Folge einer stets komplexer werdenden technischen Umwelt – von einer Verdummung durch die Maschine kann also keine Rede sein, im Gegenteil.

Und auch in anderen Feldern ist von Dekadenz nicht viel zu sehen. Wie die «Schweiz am Sonntag» jüngst berichtete, hat in den letzten fünfzehn Jahren in der Schweiz die Häufigkeit des Alkoholkonsums und des Schulversagens abgenommen, ebenso die Zahl der Teenager-Schwangerschaften und der sexuell aktiven Jugendlichen. Anderswo in Mitteleuropa sieht es ähnlich aus. Der Zürcher Soziologe Ernest Albert spricht schon von einer «neokonservativen Jugend».

Verklärung der eigenen Jugend

Diese Fakten werden, die Geschichte lehrt es, niemanden davon abhalten, weiterhin das Klagelied von der missratenen Jugend zu singen. Und es stimmt ja auch: In jungen Jahren ist der Mensch, angetrieben von Hormonen und einem unreifen Stirnhirn, oft einigermassen rücksichtslos, egozentrisch und wenig empathisch. «Ich wollte, es gäbe gar kein Alter zwischen zehn und dreißig», sagt der alte Schäfer in Shakespeares «Wintermärchen». «Denn dazwischen ist nichts, als den Dirnen Kinder schaffen, die Alten ärgern, stehlen, balgen.»

Das Problem ist nur, dass die Alten meist vergessen, dass sie selber als Junge genauso waren. Aber auch das ist ein natürlicher Prozess – man spricht vom sogenannten Reminiszenz-Effekt: Mit zunehmendem Alter neigen wir dazu, uns immer häufiger an unsere Jugend zu erinnern und sie zu idealisieren. Die Realität der aktuellen Jugendlichen kann daneben natürlich nicht bestehen.



«Der grösste Fehler,
den die Jugend hat, ist
der, dass man nicht
mehr zu ihr gehört.»

Salvador Dalí

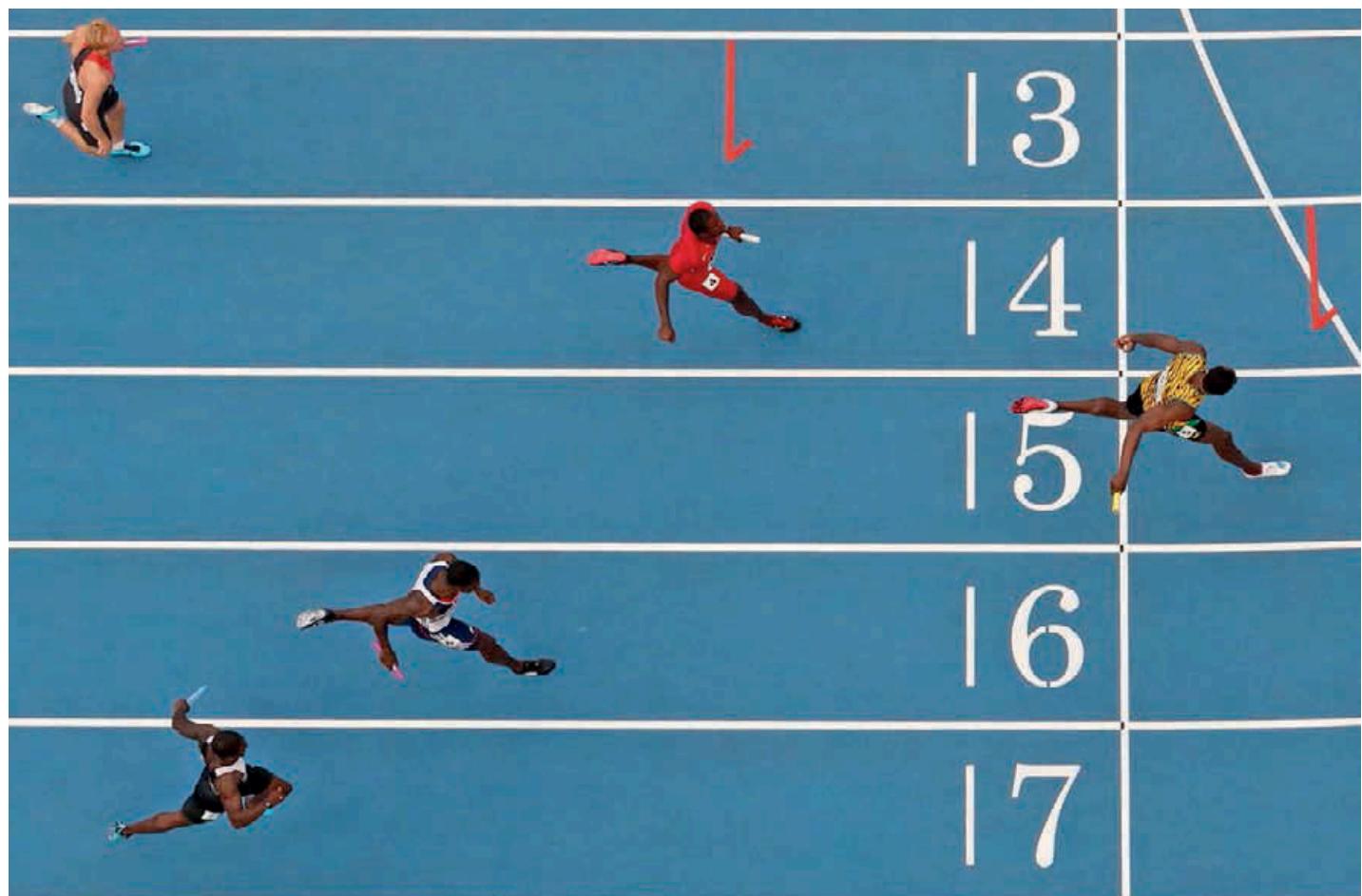
Wahrscheinlich handelt es sich um einen uralten Kampf, der sich stets aufs Neue abspielt: Die Alten wissen, dass sie bald gehen müssen. Sie sind sich bewusst, dass die Jungen das Zepter übernehmen. Und mit allem, was die Nachkommen anders machen, geht auch ein Stück der alten Welt verloren. Das Verklären der eigenen Jugendzeit ist eine Form von Trost angesichts des Bewusstseins von Vergänglichkeit, und die Verdammung der heutigen Jugend hat stets auch einen Anflug von Wehmut, nicht mehr dabei sein zu können. Salvador Dalí hat das so auf den Punkt gebracht: «Der grösste Fehler, den die Jugend von heute hat, ist der, dass man nicht mehr zu ihr gehört.» □

Mathias Plüss ist Physiker und freischaffender Wissenschaftsjournalist.

Schneller, weiter, höher

Die jüngste Generation Athleten ist immer die beste. Meint man. Tatsächlich sind die heutigen Rekordhalter kaum leistungsstärker als ihre Vorgänger.

Von David Epstein



Sinnbild purer Athletik: der jamaikanische Sprinter Usain Bolt (vorne) bei einem 4×100-Meter-Lauf 2013 in Moskau.

Vor sechzig Jahren lief der Brite Roger Bannister als Erster die Meile unter vier Minuten und fühlte sich «wie ein explodierendes Blitzlicht», als er das Zielband berührte. Seitdem sind 1314 Athleten die Meile unter vier Minuten gelaufen. Studenten laufen jedes Jahr so schnell, selbst Teenager schaffen es. Grund für diese Leistungssteigerung ist die kontinuierliche sportliche Weiterentwicklung. Oder?

Sir Roger erzielte seinen berühmten Rekord auf einer Aschenbahn, deren Belag aus Schlacke und Asche bestand. Ein solcher Untergrund ist für einen Läufer – man ahnt es – sehr viel kraftraubender als die modernen Kunststoffbahnen. Genauer gesagt ist eine Aschenbahn etwa 1,5 Prozent langsamer als eine Kunststoffbahn. Stellt man allein diesen Faktor bei all jenen Athleten in Rechnung, die die Meile unter

vier Minuten gelaufen sind, so verringert sich die Zahl der Unter-vier-Minuten-Athleten um 60 Prozent. Der Unter-vier-Minuten-Klub hätte zwar noch immer 500 Mitglieder, aber selbst diese Zahl ist nur deswegen so hoch, weil es inzwischen sehr viel mehr Läufer gibt – besonders seit die Ostafrikaner mitmachen.

Diese beiden Faktoren, technologische Innovationen und die Globalisierung

des Sports, sind die eigentlichen Triebkräfte, die den Eindruck erwecken, als werde mit jeder neuen Athletengeneration ein noch höheres körperliches Leistungsniveau erreicht.

Bolt (2014) vs. Owens (1936)

Kein Sportler verkörpert und bestärkt den Eindruck einer fortschreitenden, immer pureren Athletik besser als der jamaikanische Sprinter Usain Bolt. Dabei zeigen biomechanische Analysen der Beinbewegungen von Jesse Owens, dem olympischen Goldmedaillengewinner von 1936, dass dieser Bolt bei den Weltmeisterschaften im letzten Jahr dicht auf den Fersen gewesen wäre – vorausgesetzt, beide wären auf derselben elastischen Tartanbahn gelaufen.

Überall im Sport haben Innovationen in der Infrastruktur und in den Geräten zu immer besseren Ergebnissen beigetragen. Schwimmweltrekorde werden in regelmässigen Schüben gebrochen, wobei hier vor allem die Einführung von Bodenabläufen im Jahr 1976 zu erwähnen ist, wodurch die Wasseroberfläche wesentlich ruhiger wird.

Oder nehmen wir den Stundenweltrekord der Radsportler. 1972 setzte der Belgier Eddy Merckx die Marke bei 49,431 Kilometern. Fahrräder mit immer besserer Aerodynamik ermöglichen deutliche Leistungssteigerungen, bis der Stundenweltrekord 1996 auf einem Fahrrad, das eher einem Raumschiff glich, auf 56,375 Kilometer hochgeschraubt werden konnte. Der legendäre Merckx, um satte 7 Kilometer geschlagen von einem Engländer namens Chris Boardman, an den sich kaum noch jemand erinnert. Was freilich auch daran liegt, dass der Internationale Radsportverband den Rekord im Jahr 2000 annulierte und vorschrieb, dass ausschliesslich konventionelle Räder benutzt werden durften, wie sie Merckx verwendet hatte. Wo steht der Rekord heute? Bei 49,700 Kilometern, nur knapp dreihundert Meter mehr, als der grosse Merckx vor 42 Jahren geschafft hatte. Die bemerkenswerte Steigerung von 1996 beruhte ausschliesslich auf Technologie.

Die Leistungen haben sich aber auch in Disziplinen verbessert, die sich nicht unbedingt für technologische Innovationen anbieten. Im Marathonlauf, der stets

auf Strassen gelaufen wird, hat es in den letzten Jahren spektakuläre Verbesserungen gegeben. Der Olympiasieger von 1904 wäre fast anderthalb Stunden hinter dem Sieger von 2012 ins Ziel gekommen. Das hat viel mit verbesserten Trainingsmethoden zu tun. Und auch mit einem grösseren Wissen über geeignete Sporternährung. Damals waren Langstreckenläufer noch so naiv, dass sie zur Stärkung eine Mischung aus Rattengift und Cognac tranken. Kein Wunder, dass der Olympiasieger 1904 fast gestorben wäre.

Dominanz der Kalendjin

Die jüngsten Leistungssteigerungen im Marathonlauf verdanken sich vor allem ostafrikanischen Läufern, die erst seit Kurzem an internationalen Wettbewerben teilnehmen. Und bemerkenswerterweise sind die Spitzensportler fast durchweg Angehörige der Kalendjin, einer Ethnie in Kenia. Während die Zeiten amerikanischer, europäischer und asiatischer Marathonläufer stagnieren, zeigt sich bei den Kalendjin eine Leistungsexplosion. Siebzehn Amerikaner sind bisher unter 2 Stunden 10 Minuten gelaufen – aber zweiunddreissig Kalendjin allein im Oktober letzten Jahres.

Aufgrund genetischer Prägung sind die Kalendjin geschaffen für das Laufen in heissem, trockenem Klima. Das liegt an der evolutionsgeschichtlichen Adaption an trockene Hitze, die sich in langen, schlanken Gliedmassen ausdrückt, vergleichbar den langen Spulen eines Heizkörpers, so dass im Verhältnis von Körperoberfläche zu Volumen möglichst viel Hitze abgegeben werden kann. Seit die Kalendjin an Laufwettbewerben teilnehmen, haben sich die Körperproportionen des typischen Marathonläufers verändert.

Sportwissenschaftler beobachten einen ähnlichen Trend in allen Sportarten. In dem Maße, wie sich mit der Globalisierung des Sports der genetische Talentpool erweitert, werden die Körper von Spitzensportlern zunehmend ausdifferenzierter und spezialisierter. Spitzenturnerinnen sind in den letzten dreissig Jahren von durchschnittlich 160 auf 145 cm geschrumpft. Die Unterarme von Wasserballspielern sind im Verhältnis zur gesamten Armlänge länger als bei der vorangegangenen Gene-

ration – was einen mechanischen Vorteil beim Werfen bringt. Und Basketballscouts sind auf der Suche nach grossgewachsenen Spielern so erfolgreich gewesen, dass bei einem Amerikaner zwischen zwanzig und vierzig Jahren, der mindestens 214 cm gross ist, eine 17-prozentige Chance besteht, dass er in diesem Moment in einem NBA-Klub spielt.

Die Zeit der Rekorde ist vorbei

Erstaunliches fand ein Team französischer Wissenschaftler heraus: Würde man den durchschnittlichen geografischen Wohnort von Weltrekordhaltern bestimmen, so hätte dieser vor hundert Jahren an der portugiesischen Atlantikküste gelegen. Damals fochten die USA und Europa den Spitzensport unter sich aus. Inzwischen hat sich dieser Mittelpunkt nach Jordanien verschoben, weil die Rekordathleten heute mehrheitlich aus Ostafrika und Asien kommen. Aufgefallen sind den Wissenschaftern auch die tendenziell immer geringeren Leistungssteigerungen, was sie damit erklären, dass die Gesamtzahl der Athleten nicht mehr so stark wächst und sich das Innovationstempo verlangsamt hat. Der Weltrekord für die Meile und für 1500 Meter beispielsweise wurde zwischen 1950 und 2000 acht Mal gebrochen, seitdem aber nicht mehr. Sie prognostizieren, dass die nächste Athletengeneration, sofern es keine spektakulären Innovationen gibt, in den meisten Sportarten die letzten Rekorde erzielen wird.

Was also bleibt vom olympischen Motto «*Citius, altius, fortius*» – schneller, höher, stärker? Die französischen Wissenschaftler äussern sich zurückhaltend angesichts des von ihnen beobachteten Trends: «Dieser könnte das olympische Motto und den olympischen Geist verändern.» Der Titel ihrer Untersuchung ist direkter: «*Citius ist nicht mehr*.» □

David Epstein ist Sportjournalist und Autor des «New York Times»-Bestellers «The Sports Gene». Während des Studiums war er ein erfolgreicher 800-Meter-Läufer, u.a. hielt er den Rekord an der Columbia University.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**.

«Versuchung im Paradies»

Walter Mischel erfand einen genialen Test mit Marshmallows: Wer ihn als Kind besteht, meistert sein Leben besser. Den Psychologen machte das Experiment weltberühmt.

Von Stefanie Schramm

Herr Mischel, haben Sie schon mal an Silvester gute Vorsätze fürs neue Jahr gefasst?

Oft! Aber ich habe damit aufgehört, weil es nie funktioniert. Ich bin schliesslich nicht auf die Welt gekommen als jemand, der Selbstkontrolle erforscht – das kam erst später –, sondern als jemand, der damit Probleme hat, wie die meisten Leute.

Welcher Vorsatz hat Ihnen denn am meisten Probleme bereitet?

Als ich jung war, habe ich viel geraucht: drei Schachteln am Tag, dazu meine Pfeife und bei Gelegenheit eine Zigarette. Aber dann habe ich in der Klinik der Stanford University einen Patienten gesehen, seine Brust war nackt und sein Kopf rasiert, überall waren kleine grüne Markierungen. Dort sollte er bestrahlt werden, er hatte Krebs. Ich war entsetzt und machte einen konkreten Plan: Jedes Mal, wenn ich Lust auf eine Zigarette hatte, wollte ich mich an dieses Bild erinnern. Und ich zwang mich, an einer Dose mit Zigarettenkippen zu riechen. Das war meine ganz persönliche Umsetzung von Forschungsergebnissen, die zu der Zeit herauskamen. Ich wollte meine Bewertung von Zigaretten verändern: von etwas Verführerischem hin zu etwas Ekelerregendem.

Und das hat funktioniert?

Ja, es hat ungefähr drei Wochen gedauert. Danach habe ich nie wieder geraucht. Das ist jetzt 52 Jahre her.

War das der Grund, dass Sie angefangen haben, Selbstkontrolle zu erforschen?

Nein, der Grund waren meine drei Töchter, die sehr dicht nacheinander auf die Welt kamen. Ich konnte sozusagen am Küchentisch ein Wunder beobachten: Wie aus diesen völlig unkontrollierten, heulenden und schreienden Neugeborenen Wesen wurden, die sich selbst kontrollieren konnten, die stillsitzen und auf etwas warten konnten – manchmal zumindest. Ich sah mir das also an, aber ich hatte keine Ahnung, was in ihren Köpfen passierte. Das wollte ich herausfinden.

Und dann haben Sie den berühmten Marshmallow-Test (siehe Kasten) Ende der sechziger Jahre erfunden?

Genau, aber wir arbeiteten auch mit Keksen und kleinen Salzbretzeln. Die Kinder sollten sich die Leckerei selbst aussuchen, das war wichtig. Es sollte schliesslich eine echte Versuchung für sie sein. Wir machten das Experiment im Kindergarten der Stanford University, mit Vier- und Fünfjährigen. Wir setzten sie also an einen Tisch und fragten sie:

«Willst du eine Süßigkeit oder zwei?»

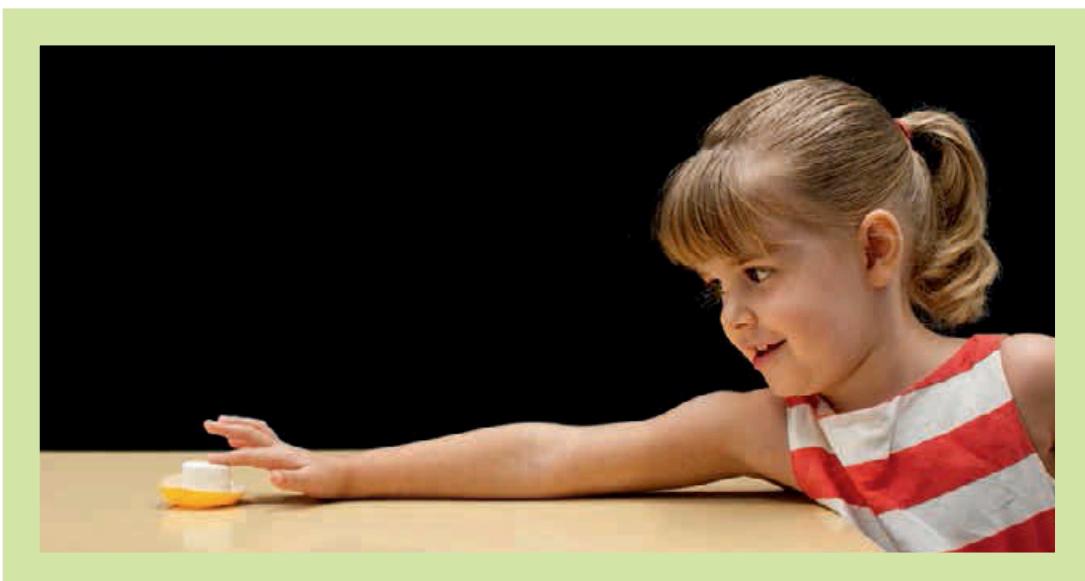
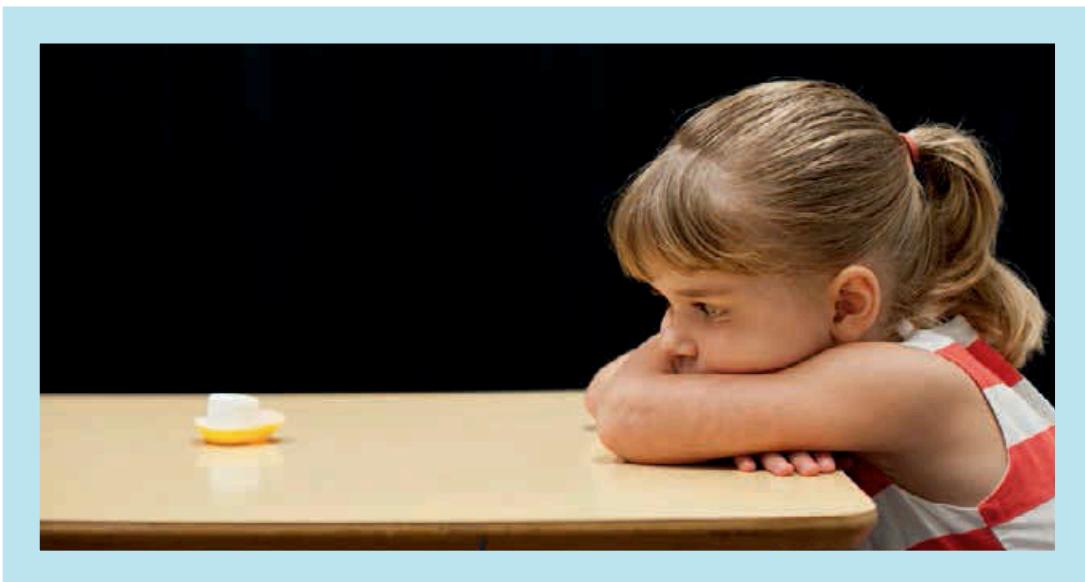
Natürlich wollten sie zwei. Dann sagten wir: «Du kannst eine sofort haben, oder zwei, wenn du wartest, bis wir wiederkommen.» Wir stellten auch eine Glocke auf den Tisch, damit sie uns zurückrufen konnten, wenn sie es nicht mehr aushielten. Und dann beobachteten wir sie durch ein Fenster, durch das man nur von aussen sehen konnte. Die Situation war ungefähr so wie für Adam und Eva im Garten Eden: Da ist die Versuchung, und sie müssen ihr widerstehen, sonst werden sie aus dem Paradies vertrieben.

Was machten die Kinder?

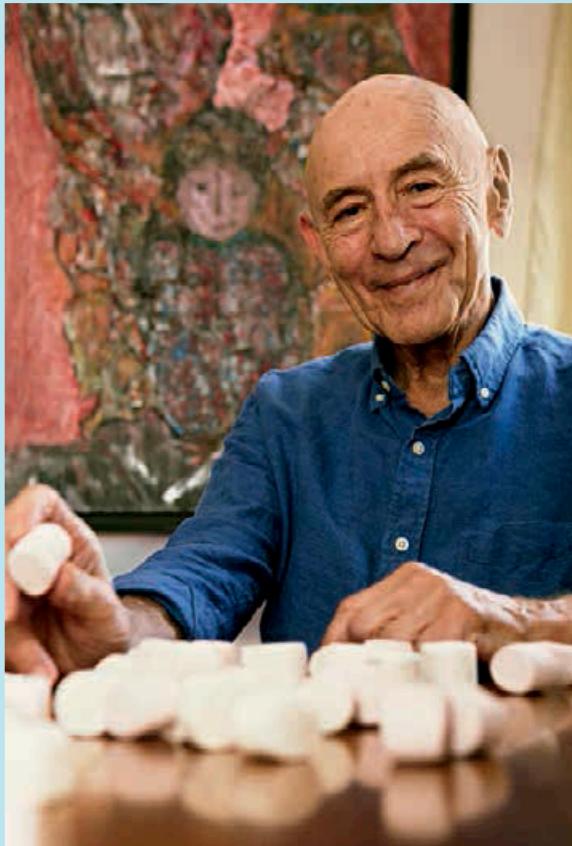
Sie versuchten, sich abzulenken: Sie hielten sich die Hände vor die Augen, spielten mit sich selbst, bohrten in Ohren und Nase, sangen kleine Liedchen. Sie waren erstaunlich erfinderisch. Ein Mädchen schaffte es sogar, einzuschlafen. Ältere Kinder redeten mit sich selbst: «Wenn ich jetzt eins nehme, kriege ich nachher nicht zwei. Wenn ich nicht die Glocke läute, dann bekomme ich beide.» Diese Kämpfe mit anzusehen, war eine aussergewöhnliche Erfahrung.

Wie viele Kinder schafften es, zu warten, bis Sie zurückkamen?

Etwa zehn bis zwanzig Prozent. Dann gab es noch zehn bis zwanzig Prozent, >



Der Marshmallow-Test wurde Ende der sechziger Jahre erfunden, seither gab es zahlreiche Nachfolge-Experimente. Im Bild eine Testreihe von der University of Rochester (2012) zum Einfluss von Umweltfaktoren auf die Leistung der Kinder.



Walter Mischel

Walter Mischel wurde 1930 in Wien geboren. Im Alter von acht Jahren floh er mit seiner Familie vor den Nationalsozialisten in die USA. In den fünfziger Jahren studierte er an der Ohio State University Psychologie, später war er unter anderem in Harvard und Stanford Professor. Früh kritisierte er den Ansatz, das Verhalten von Menschen allein durch Persönlichkeitszüge zu erklären, und forderte, den Einfluss der jeweiligen Situation stärker zu berücksichtigen. Er lebt in New York und lehrt mittlerweile an der Columbia University.

Der Marshmallow-Test

Das Experiment ist einfach, die Ergebnisse weitreichend: Walter Mischel und seine Kollegen ließen Kindergartenkinder wählen, ob sie einen Marshmallow sofort oder zwei Marshmallows später haben wollten. Dann massen sie, wie lange diese der Versuchung widerstehen konnten. In den folgenden Jahrzehnten beobachteten sie die Probanden weiter: Wer als Kind länger warten konnte, war später erfolgreicher, gesünder, sozialer und emotional ausgewogener.

Link: <http://www.youtube.com/watch?v=Y7kjsb7iyms>

die praktisch sofort die Marshmallows vertilgten. Der Rest lag dazwischen.

Was machten diejenigen, die lange warten konnten, anders?

Entscheidend war, ob sich die Kinder auf die Versuchung konzentrierten, also auf die Süßigkeit, oder ob sie sich davon distanzieren konnten. Manche taten das ganz wörtlich, sie schoben die Marshmallows bis ans äußerste Ende des Tisches.

Ist die Fähigkeit zur Selbstkontrolle angeboren, kann man sie nicht erlernen?

Ganz im Gegenteil! Mit einem ganz

einfachen Trick schafften es auch Kinder, die im ersten Versuch kaum eine Minute lang warten konnten. Wir sagten ihnen, sie könnten sich vorstellen, die Marshmallows seien Wattebüschchen oder kleine Wolken. Plötzlich konnten sie eine Viertelstunde lang warten.

Was steckt dahinter?

In unserem Gehirn gibt es zwei Denksysteme, ich nenne sie das «heisse» und das «kalte». Für das kühle, rationale Denken ist der präfrontale Kortex zuständig, hier entstehen abstrakte Repräsentationen, das Bild von den

Wattebüschchen zum Beispiel. Einige ältere Teile des Hirns, vor allem die Amygdala, sind dagegen für das «heisse Denken» verantwortlich, für die verführerischen Bilder, etwa die Vorstellung davon, wie lecker, weich und süß Marshmallows sind. Wenn wir es schaffen, das kühle Denken anzuschalten, können wir Versuchungen besser widerstehen und auf Belohnungen länger warten.

Wie haben eigentlich Ihre eigenen Töchter im Marshmallow-Test abgeschnitten?

Sie waren bemerkenswert gut. Allerdings muss ich sagen, dass eine von ihnen

Rosinen in der Hosentasche hatte, und während sie auf die beiden Kekse wartete, steckte sie sich eine nach der anderen in den Mund. Heute ist sie übrigens eine sehr erfolgreiche Ärztin für Neugeborene. Ich habe meine eigenen Kinder jedoch nicht in die offizielle Studie einbezogen, das möchte ich betonen. Aber sie hatten einen entscheidenden Anteil daran, dass ich die anderen Kinder weiter beobachtet habe, als sie älter wurden. Das war nämlich gar nicht geplant.

Wie kam das?

Ich fragte einfach manchmal beim Abendessen: «Was macht eigentlich der und der jetzt? Wie geht es Soundso?» Irgendwann fing ich an, Notizen zu machen und sie mit den Ergebnissen des Marshmallow-Tests zu vergleichen: Es schien einen Zusammenhang zu geben. Da beschloss ich, eine systematische Nachuntersuchung zu machen, zehn Jahre nach der ersten Studie.

Was war das Ergebnis?

Wir fanden einen erstaunlichen Zusammenhang: Wer als Vierjähriger länger auf die zwei Marshmallows warten konnte, war mit 14 Jahren kognitiv leistungsfähiger, hatte bessere Schulnoten und ausgeprägtere soziale Fähigkeiten. Später fragten wir auch nach den Ergebnissen des SAT, des landesweiten Tests, von dem die Zulassung zum Studium abhängt. Der Unterschied zwischen dem Drittel der Kinder, das am längsten warten konnte, und dem Drittel, das am wenigsten lang warten konnte, betrug etwa 200 Punkte. Das war ziemlich beeindruckend, damals lag der SAT-Durchschnitt um die 1000 Punkte.

Beobachteten Sie die Probanden dann noch weiter?

Ja, als sie etwa 30 Jahre alt waren, stellten wir etwa fest, dass diejenigen, die als Kinder schon mehr Selbstkontrolle aufbrachten, einen geringeren Body-Mass-Index hatten, also weniger Gewichtsprobleme. Und als sie Mitte vierzig waren, steckten Kollegen von mir sie in den Hirnscanner. Bei denjenigen, die als Vierjährige lange warten können, war der präfrontale Kortex, der impulsives

Verhalten kontrolliert, aktiver. Bei denjenigen, die der Versuchung nicht so gut widerstehen konnten, war das ventrale Striatum aktiver; diese Hirnregion hat mit Verlangen, Genuss und Süchten zu tun. Man kann die Unterschiede also sogar im Hirn sehen!

«In unserem Gehirn gibt es zwei Denksysteme.»

Wie war es denn, den Kindergartenkindern von damals nach vierzig Jahren wieder zu begegnen?

Ich habe sie nicht persönlich getroffen. Aber zwei haben mich kontaktiert. Sie wollten von mir wissen, wie sie beim Marshmallow-Test im Kindergarten abgeschnitten hatten. Aber das habe ich ihnen natürlich nicht gesagt. Keiner der Probanden weiß es.

Für so eine Langzeitstudie braucht man auch als Forscher Disziplin, oder?

Und man braucht Langlebigkeit! Mich haben zum einen die Unterschiede zwischen den Menschen immer fasziniert – aber zum anderen viel mehr noch, dass man Selbstdisziplin mit ganz einfachen Strategien lernen kann. Erstens ist da der Wenn-dann-Plan: «Wenn ich Hunger habe und zum Kühlschrank gehe, öffne ich nicht die Tür.» Zweitens ist da das kühle, rationale Denken, das man relativ leicht einschalten kann: «Wenn ich wütend werde, zähle ich von hundert rückwärts.» Bei 92 ist man meistens nicht mehr wütend. Das klingt fast blöd, so simpel ist es, aber es funktioniert erstaunlich gut. Und wenn man Versuchungen widerstehen kann, meistert man das Leben eben besser.

Was sagen Sie: Ist Selbstdisziplin das Wichtigste im Leben?

Nein, nein! Es gibt natürlich viele, viele Situationen, in denen wir die Glocke läuten sollten, in denen wir den

Marshmallow geniessen und uns nicht von unserem präfrontalen Kortex herumkommandieren lassen sollten. Das Wichtigste im Leben ist, unterscheiden zu können, wann es klug ist, zu warten und eine Belohnung aufzuschieben, und wann eben nicht. In einer gewaltigen Inflation zum Beispiel ergibt es natürlich keinen Sinn zu sparen. Außerdem: Wenn man zu viel Selbstdisziplin hat, kann man sein Leben leicht verpassen.

Ihre Forschung drehte sich immer wieder darum, wie man Schwierigkeiten überwinden kann. Glauben Sie, das hat mit Ihrer Lebensgeschichte zu tun? Als Kind mussten Sie aus Wien vor den Nazis fliehen.

Da gibt es ganz bestimmt einen Zusammenhang. Und das gilt nicht nur für meine Forschung über Selbstkontrolle. Die ist für ein gelungenes Leben wie gesagt notwendig, aber nicht ausreichend. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man auch starke und leidenschaftliche Ziele braucht. Die hatte ich als Flüchtlingskind: Ich wollte das Leben für mich und meine Familie wieder lebenswert machen. In Wien hatten wir zur soliden Mittelschicht gehört, nach der Flucht in die USA lebten wir in extremer Armut. Man hatte uns alles genommen, das war sehr schwer. Und es liess in mir das Gefühl wachsen: Ich will den Schaden wieder gutmachen, ich will das reparieren. Wenn man viel Selbstdisziplin besitzt, aber keine starken und leidenschaftlichen Ziele, lebt man ein tüchtiges Leben, aber ein sinnloses. □

Stefanie Schramm ist Buchautorin und Wissenschaftsjournalistin in Hamburg. Sie arbeitet u. a. für «Die Zeit» und den Deutschlandfunk.

Die kleinen Erfolge

Leanne Moore, 22, arbeitete freiwillig ein Jahr lang in einer Londoner Schule mit benachteiligten Kindern. Hier erzählt sie über diese einschneidende Erfahrung.

Von Simon Brunner

«Ich bin auf dem Land aufgewachsen und wollte Einblicke in Schulen in der Stadt bekommen. Es gibt so viele Klischees, da wollte ich mir ein eigenes Bild machen», sagt Leanne Moore. Sie hat eben ein Jahr Freiwilligenarbeit bei einer Wohltätigkeitsorganisation – dem City Year UK – geleistet. In ihrer Rolle als Vorbild, Mentorin und Tutorin für benachteiligte Kinder an einer Schule hat sie 1500 Stunden ohne Lohn gearbeitet.

«Anfänglich war ich überwältigt. Schnell war mir klar, dass ich mein gewohntes Leben hinter mir lassen musste. Ein typischer Schultag fing frühmorgens um 7.30 Uhr mit dem Frühstücksklub für 20 bis 30 Kinder an. Wir organisierten eine warme Mahlzeit und spielten Brettspiele, machten etwas auf den iPads oder schauten uns Bücher an. Ohne uns Freiwillige könnte die Schule den Frühstücksklub nicht betreiben.»

Die Grundschule, an der Leanne Moore ihr City Year UK verbrachte, liegt in Hackney. Der Stadtbezirk weist mit 37 Prozent die dritthöchste Kinderarmutsquote in London auf. Ein Drittel der Kinder hier nehmen kostenlose Schulmahlzeiten in Anspruch, 40 Prozent haben pädagogischen Förderbedarf, für 44 Prozent ist Englisch nicht die Muttersprache.

Highlight des Jahres

«Nach dem Frühstücksklub unterstützte ich die Kinder, die auf der sogenannten Focus List standen, weil sie zusätzliche Betreuung im Unterricht benötigten. Ein Neunjähriger hatte in allen Fächern Schwierigkeiten, aber in Mathe, wo er bisher in einer Stunde keine Aufgabe lösen konnte, verbesserte er sich so sehr, dass er sieben oder acht Aufgaben schaffte, und in Englisch, wo er in 30 Minuten nur ein



Vorbild und Mentorin: Leanne Moore (links) bei ihrem Freiwilligendienst in Hackney.

Die Organisation City Year UK führt talentierte, junge Leute im Alter von 18 bis 25 Jahren mit unterschiedlichstem Hintergrund zusammen, wenn sie sich sozial engagieren möchten. Im Rahmen eines einjährigen Freiwilligendienstes sollen sie für Kinder an innerstädtischen Schulen als Vorbilder, Mentoren und Tutoren dienen.

Website: www.cityyear.org.uk
Twitter: [@CityYearUK](https://twitter.com/CityYearUK)

City Year ist eine Partnerorganisation der Credit Suisse EMEA Foundation in London.

Wort zu Papier brachte, schrieb er eine ganze Seite. Das war mein Highlight.»

«Seestern-Storys» nennen sie bei City Year UK diese Erfolge – nach der Geschichte über ein Mädchen, das nach einem Sturm gestrandete Seesterne zurück ins Meer wirft und damit anfänglich skeptische Schaulustige inspiriert, es ihm gleichzutun und die Seesterne zu retten.

Auch die Spiel- und Pausenzeiten verbrachte Leanne Moore mit den Kindern, half bei den Hausaufgaben und veranstaltete Schulclubs zu Themen aus Wissenschaft, Kunst und Film. Gemacht hat sie das auch, um sich nach ihrem Abschluss an der University of Winchester auf die berufliche Laufbahn als Grundschullehrerin vorzubereiten.

Anstrengend, aber wertvoll

Die Schülerinnen und Schüler betrachten die Freiwilligen wie Leanne Moore als «Mittelding zwischen Lehrer und Freund», sagt Leanne Moore. «Dementsprechend fiel es ihnen leichter, sich uns gegenüber zu öffnen.»

Die 22-jährige Moore stammt aus Hampshire, einem ländlichen Gebiet im Südwesten von London. Sie sagt: «Ich wusste nicht viel über die Hauptstadt, geschweige denn über Hackney. Das Freiwilligenjahr hat mir die Augen dafür geöffnet, was sich im Leben von Schülern zu Hause abspielt. Die Kinder tragen das alles mit zur Schule, man erkennt es an ihrem Verhalten.»

Leanne Moores Fazit aus dem Freiwilligenjahr ist positiv: «Die Erfolge der Schülerinnen und Schüler waren auch meine kleinen Erfolge. Das Jahr war anstrengend, doch alle Mühe wert. Ich kam mir vor wie eine stolze Mutter, obwohl ich keine eigenen Kinder habe.» □

Credit Suisse Jugendbarometer 2014



Die grosse Umfrage in den USA, Brasilien,
Singapur und der Schweiz
Schwerpunkt: Digital

So denkt die Jugend

Die «Millennials» haben Hochsaison: «Time» bezeichnet Junge, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts geboren wurden, als egoistische «Me Me Me Generation», «Forbes» kündet eine neue Weltherrschaft an («Millennials Will Soon Rule The World») und «Die Zeit» fragt besorgt: «Wollen die auch arbeiten?» Die Artikel zeigen ähnliche Stereotype. Demnach ist die «Generation Y», wie sie auch genannt wird, auf steter Sinnsuche. Sie ist dem Konsum verfallen. Politisch uninteressiert. Und sie verschiebt ihr Leben immer mehr in die digitale Welt.

Im Credit Suisse Jugendbarometer findet man fundierte Antworten zur Befindlichkeit dieser Generation. Das Barometer wurde zum fünften Mal erhoben bei 16- bis 25-Jährigen in den USA, Brasilien, Singapur und der Schweiz. Welche Resultate lassen besonders aufhorchen? Das Wichtigste in Kürze:

- Digital, digital, digital: Für rund 90% der Befragten spielt das Internet eine wichtige oder gar unverzichtbare Rolle, viele fühlen sich ihrer «Online-Community» stark verbunden. Doch die kulturpessimistische Gleichung «digital = oberflächlich» greift zu kurz. Einerseits brauchen die Jungen das Internet oft, um sich zu informieren, andererseits sind sie sich der Gefahren von Missbrauch bewusst. Gefragt, wer sie im Netz schützen kann, sagen 78% und mehr in allen Ländern: sie selber.
- Stabile Werte: Überraschend beständig präsentiert sich das Wertesystem. Der Eindruck, diese Generation sei permanent auf Sinnsuche, lässt sich nicht erhärten.
- Schweiz: Der hiesigen Jugend geht es (noch) gut: Der Beruf ist nicht so wichtig, Ferien aber sehr. Man fühlt sich durch die Eltern abgesichert und hat wenig Ambitionen, diese finanziell zu übertreffen. Lieber geht man den eigenen Talenten nach. Doch Wolken ziehen auf im helvetischen Paradies: Ein Generationenkonflikt zeichnet sich ab, und die Auseinandersetzung mit Ausländern generell und der EU im Speziellen verunsichert.
- Brasilien: Im Gegensatz zur Schweiz steht das grösste Land in Lateinamerika. Die Jungen dort sind unzufrieden, diagnostizieren weitverbreitete Korruption und fordern fast unisono Reformen.
- USA und Singapur: Bei den Jugendlichen in beiden Ländern dominieren materielle Sorgen.

Wir haben die Resultate des Jugendbarometers in vier Kapiteln aufgearbeitet, und zwei Experten analysieren die heutige Jugend. Wir wünschen viel Vergnügen mit den vielseitigen Millennials.

Die Redaktion



Über
78%
der
Jugendlichen
in allen
Ländern ist
bewusst, wer
sie im Internet
am besten
schützen kann:
sie selber!

Inhalt

01 – Digitales Universum

Klicken, scrollen, liken: Die Generation Digital lebt in einer Welt von Gadgets und Apps, die klarer strukturiert ist, als viele denken. – 58

02 – Lebensziele und Werte

Zuversicht gross (ausser in Brasilien), doch Wirtschaft und Gesellschaft brauchen einen nicht. Was tun? – 60

Schweiz – Essay

Thomas Held über die Schweizer Jugend – 62

International – Interview

Lynne Chisholm über die internationale Jugend – 65

03 – Schule, Beruf, Finanzen

Generation Vernunft: Keine Selbstverwirklichung im Job, Studium wichtig (ausser in der Schweiz), Geld wird gespart. – 68

04 – Politik und Gesellschaft

Drohen die nächsten Unruhen? Brasilianerinnen und Brasilianer fordern Reformen und sind unzufrieden. – 70

Für das Credit Suisse Jugendbarometer 2014 wurden jeweils rund 1000 16- bis 25-Jährige in den USA, Brasilien, Singapur und der Schweiz befragt.



Die Umfrage

Die Umfrage wurde vom Forschungsinstitut gfs.bern zwischen April und Juni 2014 vorwiegend online durchgeführt. Das Jugendbarometer wird im Auftrag der Credit Suisse seit 2010 jährlich erhoben. Die Auswertung für das Bulletin erfolgte durch die Redaktion (Simon Brunner). In diesem Jahr wurden zusätzlich Fragen zur digitalen Identität und zum Verhältnis der Schweiz zur EU gestellt.

Die vollständige Studie

In diesem Dossier finden Sie die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse und Interpretationen von Experten. Die vollständige Studie mit allen Fragen und Antworten finden Sie auf der Website des Credit Suisse Jugendbarometers:

www.credit-suisse.com/jugendbarometer



01 – Digitales Universum

USA
Brasilien
Singapur
Schweiz

Nichts zeichnet diese Generation so stark aus wie ihre Affinität zur digitalen Welt. Im Jugendbarometer zeigt sich erstens, wie stark die digitalen Medien die Welt der Jugendlichen durchdrungen haben, zweitens, wie genau die Jugendlichen zwischen den verschiedenen Geräten und Programmen differenzieren, und drittens, dass sie wissen, wer für den Schutz ihrer Daten verantwortlich ist.

Um mit Freunden zu kommunizieren, wird auf eine ganze Reihe digitaler Tools zurückgegriffen (Abb. 1.1). Am liebsten benutzen die Jugendlichen den Messenger-Dienst WhatsApp. Die Firma wurde 2009 gegründet und Anfang Jahr für 19 Milliarden US-Dollar an Facebook verkauft. Der Gebrauch von WhatsApp hat 38 Prozentpunkte (pp) zugenommen in Brasilien, nur im Heimatland USA scheint sie (noch) nicht so beliebt. Dort dominiert die SMS als Kommunikationsmittel.

Zu Facebook: Das soziale Netzwerk nimmt eine bedeutende Stellung ein bei den Jugendlichen, fast 9 von 10 sind Mitglieder. Vor allem in Brasilien und Singapur ist Facebook *in* (Abb. 1.5) – periodische Medienberichte, die das Ende der Plattform prognostizieren, scheinen verfrüht. Etwa 9 von 10 Jugendlichen finden, das Internet selber habe eine wichtige Rolle in ihrem Leben oder sei gar unverzichtbar (Abb. 1.2), dementsprechend viele nutzen es täglich über zwei Stunden für private Zwecke (Abb. 1.3).

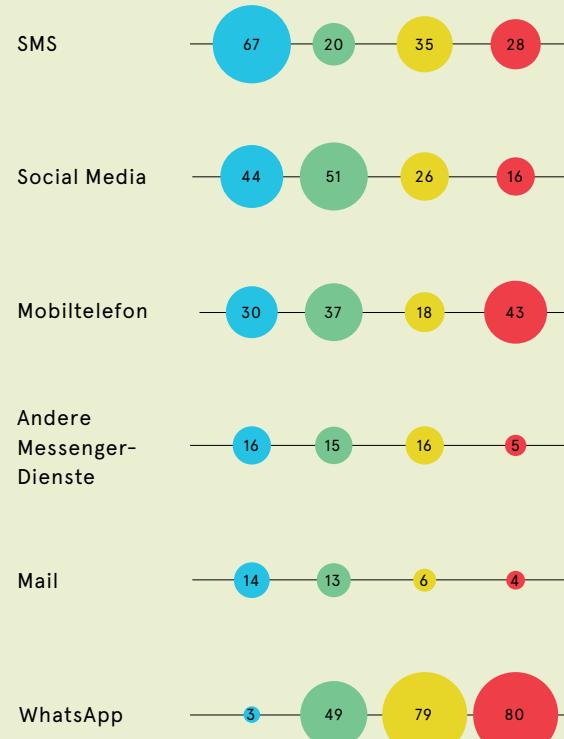
Eigenverantwortung beim Datenschutz

Auch bei der Informationsbeschaffung spielt das Digitale eine grosse Rolle. Sehr beliebt sind Newsseiten im Internet. Bezahlte Tageszeitungen hingegen bewegen sich mittlerweile nahe der Bedeutungslosigkeit (Abb. 1.4). Eine Schweizer Besonderheit: die Gratiszeitung. 23% der jungen Schweizerinnen und Schweizer lesen «20 Minuten», «Blick am Abend» oder ein ähnliches Produkt. Erinnert man sich an die breite Ablehnung der Öffentlichkeit bei der Einführung der Gratiszeitungen, kann man heute sagen: Vermutlich gab es keine Generation, die so viel Zeitung liest wie die Jugendlichen heute in der Schweiz.

Abb. 1.1 – Kommunikation mit Freunden

Grosse Popularität von WhatsApp

«Welche Möglichkeiten nutzen Sie, um mit Ihren Freunden in Kontakt zu treten?»
in Prozent



Fakt 1.1 – Wünsche an Politik

90 %
oder mehr der Jugendlichen in allen Ländern finden, die Politik solle den Schutz vor kriminellen Übergriffen auf digitale Daten erhöhen.

Was ist *in* bei Jugendlichen (Abb. 1.5)? Digitale Tools und Programme. Der Fernseher spielt einzig in den USA (noch) eine wichtige Rolle, vielleicht, weil die aufwendigen Serienproduktionen dort auf ein junges Publikum zugeschnitten sind und zum Teil den Kinofilm ersetzt haben. In der Schweiz sind neben den Smartphones auch «Freunde treffen» beliebt und Ferienmachen (siehe auch Kapitel 3).

Out sind die in die Jahre gekommenen Internet-Plattformen Myspace oder das brasilianische Facebook Orkut (Abb. 1.6). Hier zeigt sich, wie schnell sich das digitale Rad dreht und wie tief die Loyalität dieser jungen Konsumentengruppe ist

respektive wie trendbewusst die Jugendlichen sind.

Zuletzt zum Thema Datenschutz: Haben die Eltern für einen strengeren Schutz ihrer Privatsphäre gekämpft, erweckt diese Generation zuweilen den Eindruck, sie gebe ihre Kommentare, Bilder und Videos zielloos der Öffentlichkeit preis. Doch den Jugendlichen ist das Thema nicht unvertraut. Sie wissen, dass sie sich in der virtuellen Welt selber schützen müssen (siehe Abb. Seite 67), und gefragt nach ihren Forderungen an die Politik im Zusammenhang mit dem Internet, wünschen sich über 90% «Schutz vor kriminellen Übergriffen auf digitale Daten» (Fakt 1.1). □

Abb. 1.2 – Bedeutung des Internets im täglichen Leben

Für über 87% ist das Netz sehr wichtig

«Welche Bedeutung hat Internet in Ihrem täglichen Leben?»
in Prozent



Abb. 1.3 – Mediennutzung

Zwei Stunden und mehr online pro Tag

«Wie lange nutzen Sie das Internet allgemein an einem durchschnittlichen Tag für private Zwecke?»

in Prozent



Abb. 1.4 – Wichtigste Informationsquelle

Internet schlägt Zeitungen

«Welches ist die wichtigste Informationsquelle für Sie?»

in Prozent

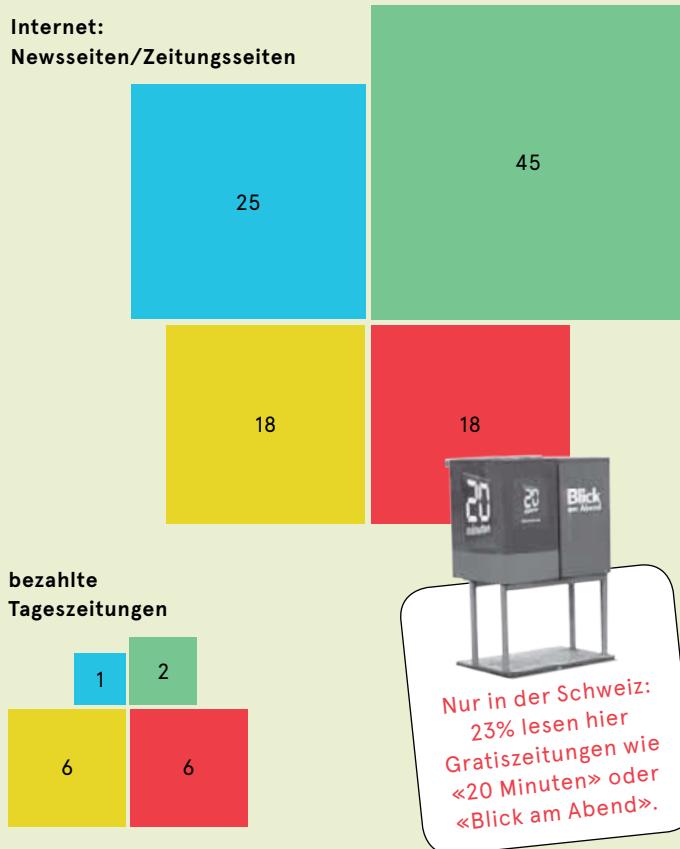
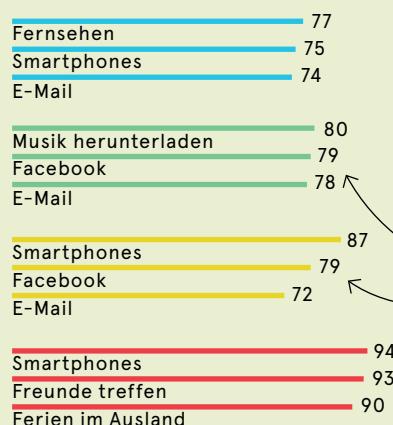


Abb. 1.5 – Trends

In: die virtuelle Welt

«Wir haben hier eine Liste von ganz unterschiedlichen Dingen des Lebens aufgelistet. Beurteilen Sie, ob diese in Ihrem privaten Umfeld *in* sind, und gleichzeitig, ob Sie sie nutzen.» (Top 3 aus jedem Land)
in Prozent



02 – Lebensziele und Werte

Die gute Nachricht: Fragt man die Jugendlichen, wie sie ihre eigene Zukunft sehen, sind sie abgesehen von Singapur mehrheitlich zuversichtlich (Abb. 2.1). Die schlechte Nachricht: Die Zuversicht in Brasilien hat in zwei Jahren um 11 pp abgenommen, die Jugendlichen im grössten Land Südamerikas fühlen sich unter Druck und sind unzufrieden (mehr dazu auf Seite 70). Was in Bezug auf Brasilien positiv stimmt: Über zwei Drittel der Befragten möchten Verantwortung übernehmen (Fakt 2.1).

Bei der vielzitierten «Generation Y» steht das «Y» für die Sinnsuche der Jugendlichen (Y = Why?). Im Jugendbarometer hingegen deutet nicht viel auf eine permanente Suche nach Lebensinhalten hin. Die Wertelandschaft (Abb. 2.2) scheint stabil: Kein Eintrag hat sich im Vergleich zum Vorjahr um mehr als 0,3 pp verschoben, viele sind gar unverändert.

Global gesehen gibt es in keinem der Länder eine wirklich konservativ eingestellte Jugend. Und Altruismus und Familie/Freunde sind überall sehr bedeutend. Die Jugend Brasiliens zeichnet sich außerdem durch akzentuierte Orientierungen aus, was besonders bei Religion, Altruismus und Postmaterialismus zum Ausdruck kommt. Auch eine hedonistische Haltung ist typisch für Brasilien, allerdings weniger deutlich, als man es vielleicht erwartet. Die Jugend in der Schweiz ist wenig materialistisch und wenig religiös. Die 16- bis 25-Jährigen in den USA und Singapur sind materialistisch eingestellt, das zeigt sich auch in der Analyse ihrer Probleme (siehe Seite 70).

Keine Absicherung durch Eltern

Bedenklich stimmt, dass die Jugend das Gefühl hat, die Wirtschaft sei nicht sonderlich auf sie angewiesen (Abb. 2.3). Über die letzten zwei Jahre ist dieser Wert zusammengebrochen: USA: -16 pp, Brasilien: -17 pp, Singapur: -7 pp (Einjahresvergleich), Schweiz: -2 pp. Analog haben sich die Werte für die Gesellschaft entwickelt. Diese Resultate lassen sich wohl mit

Abb. 2.1 – Eigene Zukunft

Zuversicht in der Schweiz so hoch wie noch nie, in Brasilien am Sinken

«Wie sieht Ihrer Meinung nach Ihre eigene Zukunft aus?»

Antwort «eher zuversichtlich», in Prozent



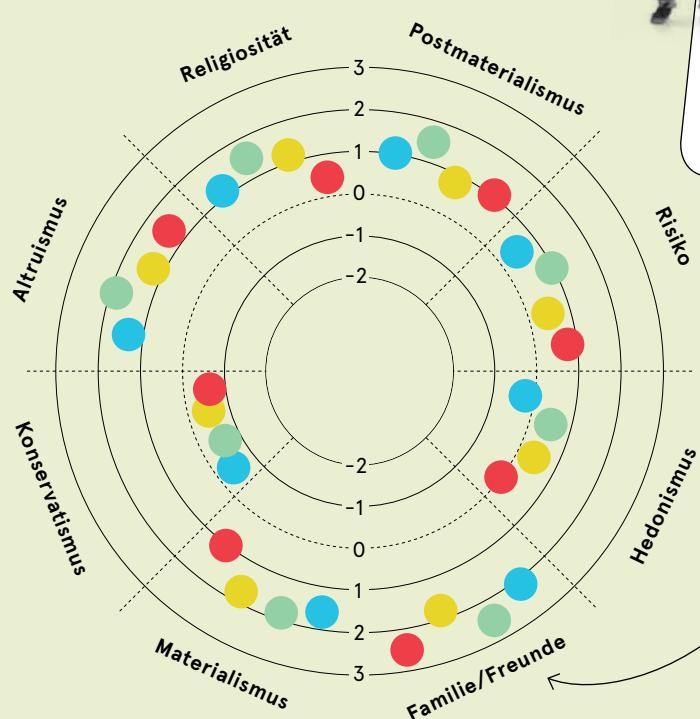
Fakt 2.1 – Engagement

Über
50%
der
Jugendlichen
möchten
Verantwortung
übernehmen,
in Brasilien
sind es
gar 69%.

Abb. 2.2 – Wertelandschaft

Jugend wenig konservativ

Zusammenzug verschiedener Wertefragen zu Indizes mit Minimum -3 und Maximum +3.



In allen Ländern
sind Familie und
Freunde ein
zentraler Wert.

der Wirtschaftskrise erklären, welche die Zuversicht und die Werte nicht tangiert hat, aber die materielle Perspektive: Absicherung durch Eltern und Staat sind keine Optionen (beide Werte haben – ausser in der Schweiz – stark abgenommen in den letzten zwei Jahren), nur eine kleine Anzahl will oder kann «das Leben geniessen».

Parallel dazu die Ziele dieser Generation (Abb. 2.4): Vieles dreht sich um Beruf, Geld und Karriere. An erster Stelle steht allerdings die «Work-Life-Balance».

Eine Erklärung könnte sein, dass die Generation geprägt ist von modernen Familien-Settings und weiss, wie anstrengend es ist, Beruf, Familie und Freizeit in Einklang zu bringen. Oder die Jugendlichen haben in ihren Berufen bereits selber Stress und Tempo des heutigen Lebens erfahren.

Der Jugend in der Schweiz geht es gut, sie wird von weniger finanziellen Sorgen als die internationale Vergleichsgruppe geplagt. Konkret hat die Zuversicht zugenommen und ist jetzt so hoch wie nir-

gendswo sonst (Abb. 2.1), das Materielle ist weniger wichtig als Freunde und Familie (Abb. 2.2) und man kann sich auf die Familie und deren Geldmittel verlassen (Abb. 2.3). Der hiesige Postmaterialismus zeigt sich stark bei den Zielen (Abb. 2.4): Freizeit und Beruf sollen in Einklang stehen, mehr zu erreichen als die Eltern hat keine Priorität. Und man geht lieber den eigenen Talenten nach, anstatt eine akademische Ausbildung oder eine steile Berufskarriere anzustreben. □

Abb. 2.3 – Zukunftspläne

Wenig Absicherung durch Eltern und Staat

«Wenn Sie an Ihre Pläne im Leben denken: Wie stark treffen die folgenden Aussagen auf Ihre Zukunftspläne zu?»

in Prozent

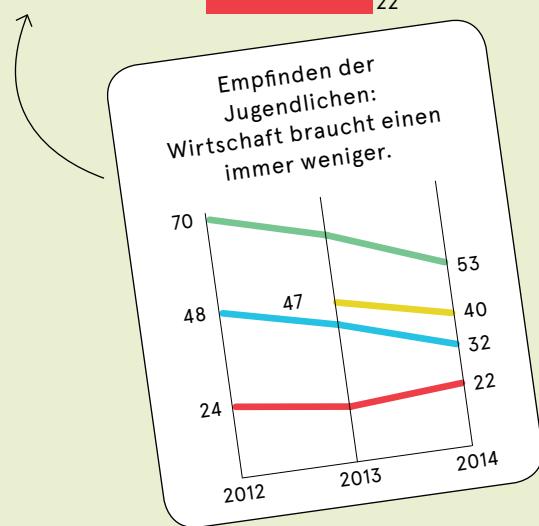
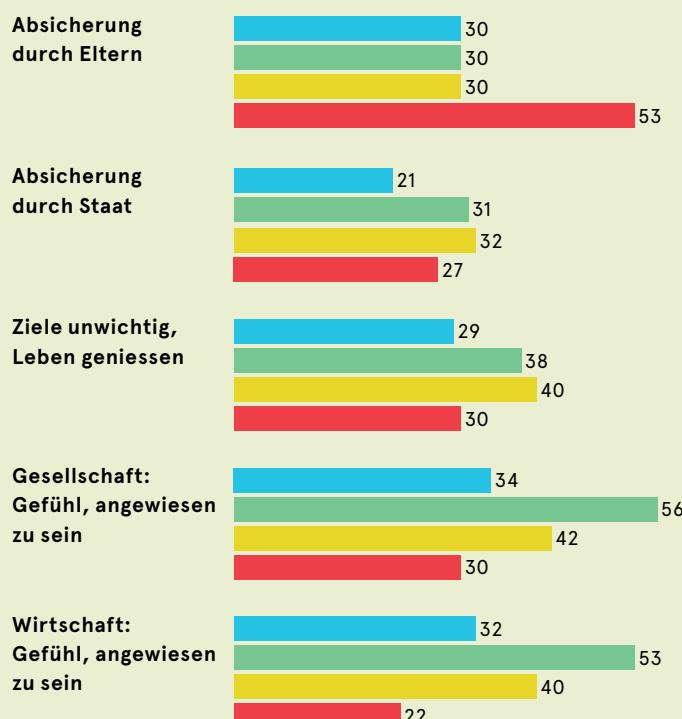


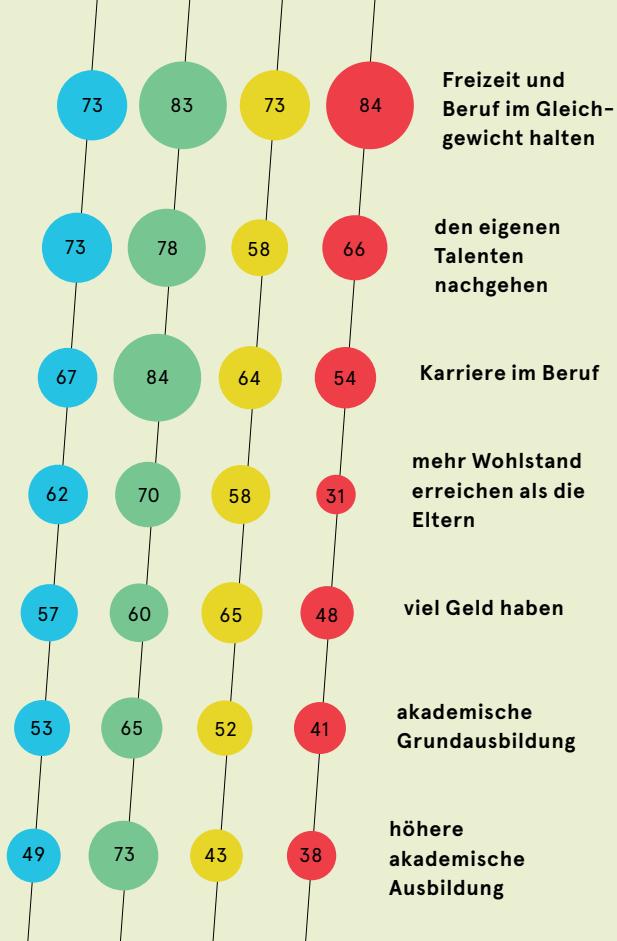
Abb. 2.4 – Ziele im Leben

Wichtiges Thema: die «Work-Life-Balance»

«Wenn Sie an Ziele in Ihrem Leben denken: Was streben Sie an?»

Antwort «strebe unbedingt an» und «strebe tendenziell an», in Prozent

USA Brasilien Singapur Schweiz



Schweiz

Privilegiert, verwöhnt, verunsichert

Der Jugend in der Schweiz geht es sehr gut. Doch erste Brüche tun sich auf. Setzt sich die Abschottungstendenz durch?

Von Thomas Held



Von geschenkten 10 000 Franken würden Schweizer Jugendliche das meiste ausgeben – in den anderen Ländern würden Schulden abgebaut oder Anschaffungen getätigt
(Bild: Montreux Jazz Festival, 2014).

Die Jugendlichen, die im Credit Suisse Jugendbarometer zur Sprache kommen, gehören zu den berühmten Millennials (geboren nach 1980). Diesen Frühling sorgte ein Report des Pew Research Centers in den USA für Aufsehen.* Der Thinktank für das Studium der Generationen hatte diese Generation durchleuchtet und kam zum Schluss, die Millennials unterschieden sich so sehr von früheren Altersgruppen, man müsse von einem neuen Pfad zum Erwachsenwerden sprechen. Zumindest in den USA.



Die Resultate des Credit Suisse Jugendbarometers bestätigen das und legen einen ähnlichen Schluss für die Schweiz, Brasilien und Singapur nahe. Die untersuchte Kohorte ist in der digitalen Welt aufgewachsen; Briefe, Bücher, das Festnetz, bald auch der PC sind Überbleibsel der «Alten». Es sind im wahrsten Sinne Digital Natives mit einer feinen Ausdifferenzierung, wann welches Tool wie eingesetzt wird: WhatsApp ist der Totengräber der SMS, verschiedene News-Apps haben das Fernsehen erledigt (Ausnahme: USA). Dafür sind praktisch alle Jugendlichen Mitglied bei Facebook. Die Netzwerke von Freunden und Familie sind zwar noch die wichtigste Bezugsgruppe, doch die Online-Community stellt bereits eine wichtige soziale Einheit dar.

Nächste Erkenntnis: Die (gesellschaftlichen?) Organisationen erleiden einen grossen Bedeutungsverlust, und die Generation hat ein äusserst distanziertes Verhältnis zur Politik. Auf der Liste der Dinge, die «out» sind, folgen die politischen Parteien gleich nach den Drogen an zweiter Stelle. Aber auch Jugendorganisationen und Demos sind nicht angesagt (ausser in Brasilien). Das ist beunruhigend (mehr dazu am Ende).

Arbeitslosigkeit verliert an Bedeutung

Trotz solcher globalen Übereinstimmungen erscheint die digitale Generation in der Schweiz konservativer als ihre Altersgenossen in den anderen Ländern. Es beginnt damit, dass ihr Leitmedium die Gra-

tiszeitungen wie «20 Minuten» und «Blick am Abend» und deren Online-Ausgaben sind – und nicht die sozialen Netzwerke. An Letzteren beteiligen sich die Schweizer und Schweizerinnen weniger häufig und vorsichtiger, was die Weitergabe von Daten betrifft.

Gemäss Jugendbarometer sind die Jugendlichen in der Schweiz aber nicht nur konservativer im Umgang mit dem Netz, sondern auch insgesamt privilegierter als jene in den Vergleichsländern. Es beginnt mit der materiellen Situation: Während in den drei Vergleichsgruppen ungefähr die Hälfte der Befragten mit Schulden ein Problem hat, plagt sich in der Schweiz nur eine kleine Minderheit damit. Wenn sie 10000 Franken (oder den äquivalenten Betrag) geschenkt bekämen, würde eine klare Mehrheit der Schweizer Jugendlichen das Geld ausgeben – und zwar für Ferien! –, während die Jugendlichen in den anderen Ländern damit Schulden abbauen oder Anschaffungen tätigen würden.

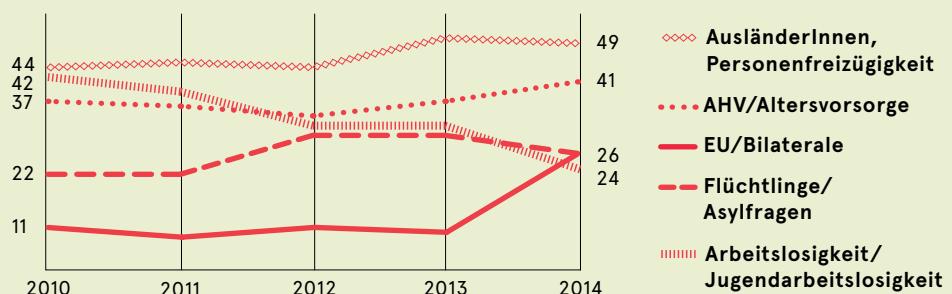
Auch die Arbeitslosigkeit ist aus dem schweizerischen Problemkatalog praktisch verschwunden. Der Beruf soll – eher als in den anderen Ländern – spannend sein, den Träumen entsprechen und der Selbstverwirklichung dienen. Wer am Job keine Freude empfindet, soll ihn wechseln. Erstmals in der Geschichte des Jugendbarometers ist nur eine Minderheit der Ansicht, dass man froh sein kann, überhaupt eine Stelle zu haben. Die Work-Life-Balance und das Nicht-nach-einem-sturen-Plan-durchs-Leben-Gehen haben in der >

Fünf wichtigste Probleme

Neue Sorge: Beziehung zur EU

«Auf dieser Liste sehen Sie einige Themen, über die in der letzten Zeit viel diskutiert und geschrieben worden ist: Sehen Sie sich bitte die gesamte Liste an, und wählen Sie dann aus dieser Liste jene fünf Punkte aus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz ansehen.»

in Prozent



Schweiz einen hohen Stellenwert. Am liebsten möchte man eine Stelle bei einem international tätigen Grossunternehmen – aber bitte im eigenen Land! Dass das Gleichgewicht von Arbeit und Freizeit bei diesen Arbeitgebern eher auf die erste Seite kippt, scheint nicht bewusst zu sein.

Risse im Bild

Mit dieser Einstellung weisen die schweizerischen Jugendlichen im internationalen Vergleich eine schwache wirtschaftliche Orientierung auf – obwohl Geld und Karriere im Vergleich zum Vorjahr etwas wichtiger geworden sind. Dafür schlagen sie beim Indikator für Postmaterialismus aus. Am deutlichsten kommt ihre Haltung darin zum Ausdruck, dass bei uns nur halb

dass der akademische Weg die beste Grundlage für die Karriere ist. Und obwohl die grosse Mehrheit der schweizerischen Jugendlichen mit ihrer Situation zufrieden scheint, klagt sie über Diskriminierung und sorgt sich über eine mögliche Zuspitzung eines Generationenkonflikts.

Solche Unstimmigkeiten deuten darauf hin, dass die Jugendlichen ihre Lage brüchiger einschätzen, als es in der Stabilität der Werteprofile des Jugendbarometers zum Ausdruck kommt. Als global vernetzte und informierte Generation ahnen sie möglicherweise, dass der Anspruch auf materiellen Wohlstand und Sicherheit mit der postmaterialistischen Präferenz des angenehmen Lebens nicht gedeckt werden kann.

unsicherer Aussenhandelsbeziehungen. So liesse sich die Kombination einer hohen Gewichtung der Ausländerfrage und der Beziehungen zur EU verbunden mit einem starken Bekenntnis zu den Bilateralen erklären.

Die entscheidende Frage ist, welche Konsequenzen sich aus dieser widersprüchlichen Gefühlslage in einer Generation ergeben, die gegenüber Institutionen und Parteien eine fast demonstrative Distanz wahrt. Werden sich die bindungsschwachen Millennials des Barometers 2014 zu einer autoritären Gefolgschaft jener finden, die schweizerische Privilegien durch Abschottung zu retten glauben? Oder werden sie – vielleicht in anderen Leitmedien als bisher – zu einer Stimme finden, die der wirtschaftlichen Rationalität zum Durchbruch verhilft? Schon das Barometer 2015 wird Antworten liefern. □



so viele Jugendliche wie in den anderen Ländern den Wunsch äussern, einen höheren Wohlstand zu erlangen als ihre Eltern. Das Jugendbarometer zeichnet für die Schweiz ein Bild von privilegierten, um nicht zu sagen verwöhnten Jugendlichen. Aber manche Daten deuten auf erste Risse hin. Der Wohlstand erscheint als so selbstverständlich, dass er gar nicht mehr erstrebenswert ist. Aber gleichzeitig verlässt man sich selbst auf eben diesen Wohlstand: Doppelt so viele Jugendliche wie in den anderen Barometer-Ländern rechnen mit der (materiellen) Absicherung durch die Eltern.

Von den Jugendlichen aller vier untersuchten Länder wird Wert auf Ausbildung und Weiterbildung gelegt, aber in der Schweiz ist dies begleitet mit einer gewissen Skepsis gegenüber der universitären Ausbildung: Nur eine Minderheit glaubt,

Status-Unsicherheit

Aus der daraus resultierenden Status-Unsicherheit ergäbe sich dann auch eine etwas andere Interpretation des Problem-Rankings. Dieses wird weiterhin von der Ausländerfrage angeführt und als neues Hauptthema taucht das Verhältnis der Schweiz zur EU auf. Zunächst könnte man ja diese Problemliste einfach als Reflex der politischen Agenda und der Themenhierarchie in den Medien nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative sehen. Aber die Problemgewichtung der schweizerischen Jugendlichen lässt sich auch als Ausdruck der erwähnten Status-Unsicherheit interpretieren. Die Privilegien wären dann sowohl bedroht durch den mit der Einwanderung verbundenen Wettbewerb auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt als auch durch eine wirtschaftliche Stagnation oder gar Schrumpfung als Folge nachhaltig gestörter und vor allem

* Pew Research Center, März 2014,
«Millennials in Adulthood: Detached from Institutions, Networked with Friends»



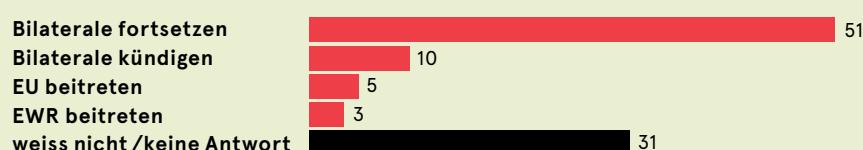
Thomas Held ist studierter Familiensoziologe, war langjähriger Direktor von Avenir Suisse und arbeitet heute als Projektmanager, Berater und Publizist in Zürich.

Zukünftiges Verhältnis Schweiz und EU

Grosse Unterstützung für den bilateralen Weg

«Wie soll das zukünftige Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU Ihrer Meinung nach aussehen? Was hat für Sie erste Priorität?»

in Prozent



International

«Die digitale Welt ist eine Bereicherung»

Eltern können sich entspannen: Der virtuelle Raum ist viel mehr eine Chance als eine Gefahr für Jugendliche, sagt Soziologieprofessorin Lynne Chisholm. Andere Resultate des Jugendbarometers bereiten ihr Sorge.

Interview: Simon Brunner



«Eine virtuelle Gemeinschaft ist nicht mehr und nicht weniger als ein anderer Modus der Geselligkeit»: Lynne Chisholm über die heutige Jugend.

Professorin Chisholm, Jugendliche messen ihrer «Online-Community» teilweise mehr Wert zu als «Partnerschaft» oder «Religionsgemeinschaft». Für viele Eltern ist es schwer nachzuvollziehen, wie man sich einer virtuellen Gemeinschaft derart verbunden fühlen kann.

Geselligkeit ist seit eh und je ein Merkmal der Jugend. In Peer-Gruppen lernen junge Menschen sehr viel, nicht zuletzt über sich selbst, und aus ihrer Sicht ist der

allerwichtigste Pluspunkt solcher Kontexte die Abwesenheit von Erwachsenen und deren Gestaltungswelten. Eltern haben notorisch ihre Schwierigkeiten, jugendliche Lebenswelten zu verstehen.

Aber es lauern so viele Gefahren bei Facebook und Co.!

Eine virtuelle Gemeinschaft ist nicht mehr und nicht weniger als ein anderer Modus der Geselligkeit, die sich virtuell

statt an der famosen Strassenecke der Grosselterngeneration abspielt. Die digitale Welt ist eine Bereicherung: Die Strassenecken gibt es immer noch, aber auf dem virtuellen Weg finden auch schüchterne oder geografisch isoliert lebende junge Menschen einen Zugang zur jugendspezifischen Geselligkeit. Selbstverständlich gibt es Risiken – die gibt es an Strassenecken auch. Es kommt wie so oft auf die Sensibilisierung an, >

ob mittels Familienerziehung oder durch Medienbildung in der Schule oder im Jugendtreff. Ausserdem ist den Jugendlichen laut Jugendbarometer sehr bewusst, wer für ihren Schutz im Internet zuständig ist: sie selber.

Wie prägt das Virtuelle diese Generation?
 Einerseits werden Zugangsschranken abgebaut und räumliche Grenzen aufgehoben. Andererseits ist interessant, dass mit dem Virtuellen die bildförmige Kommunikation verstärkt zurückkehrt in den Alltag: Nicht wenige Jungs sind halbprofessionelle Fotografen und Filmregisseure. Und die virtuelle Echtzeit wälzt gewohnte Zeitstrukturen des Denkens und Handelns um: Man verabredet sich nicht fix, sondern schreibt spontan eine SMS, man ist via Chat im ständigen Austausch mit Freunden, und man weiss jederzeit, wie das Sportteam spielt, das man unterstützt.

Kann so gesellschaftlicher Zusammenhalt entstehen?

Man muss die gängigen Vorstellungen von sozialer Kohäsion erneuern. Digitale Welten machen es möglich, auf andere Weise Solidarität und Zusammengehörigkeit auf breiter Front herzustellen. Denken wir an den Arabischen Frühling, dessen Motor zum grossen Teil eine virtuell selbsterzeugte und dennoch handlungsfähige Jugendbewegung war.

Abgesehen von der digitalen Durchdringung – wie müssen Arbeitgeber mit dieser Generation umgehen?

Ich würde die Frage umdrehen: Wie sollten junge Menschen heute mit Arbeitgebern umgehen? In der Schweiz meistern die meisten Jugendlichen weiterhin rasch den Berufseintritt und sind materiell in der Regel adäquat abgesichert. Sie haben somit das Fundament, ihren Arbeitgebern gegenüber selbstbewusst aufzutreten und entsprechende Qualitätsmerkmale in der Arbeit und für die Karriere einzufordern. Andernfalls riskieren Arbeitgeber, gute Arbeitskräfte an die Konkurrenz zu verlieren.

Und in den anderen untersuchten Ländern?

Da gestaltet sich der Übergang ins Berufsleben deutlich risikoreicher und langwieriger. Vor allem in Brasilien, aber

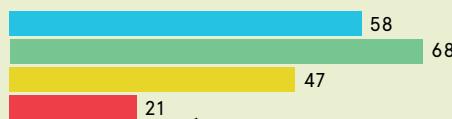
Zugehörigkeit zu sozialen Einheiten

Grosse Affinität zu virtuellen Gemeinschaften

«Welcher sozialen Einheit fühlen Sie sich zugehörig?»

Antwort «Online-Community»

«sehr zugehörig» und «eher zugehörig» addiert, in Prozent



auch in den USA haben Arbeitgeber bessere Karten. Das heisst, junge Menschen müssen geduldiger und erforderlicher sein. Wichtig wäre, dass sie sich dennoch nicht einfach abfinden mit

Berufstätigkeit

43%
 der befragten
 Brasilianerinnen
 und Brasilianer
 sind auf
 Jobsuche.

(USA: 40%, SG: 26%,
 CH: 16%)

Arbeitsgebern, die ihr Potenzial wenig nutzen und sie unter Wert entlöhnern. Dazu gehören Selbstvertrauen und Mündigkeit, die entstehen, wenn junge Menschen erfahren, dass sie in ihrer Gesellschaft etwas wert sind, und ihnen persönlicher Zuspruch in der Schule und zu Hause zuteil wurde.

Thema Politik: Können die Jungen mit zeitgemässen Technologien wie E-Voting an die Urne zurückgeholt werden?

Was lässt sich gegen die grassierende Politikverdrossenheit tun?

«You can lead a horse to water, but you can't make it drink»: Egal, wie sich das Wählen gestaltet – wählen tut nur derjenige, der das als persönlich und gesellschaftlich bedeutsam empfindet. Viele junge Menschen heute sehen sich selbst, ihre Lebensumstände, ihre Bedürfnisse und ihre Wertvorstellungen in der etablierten Politik kaum vertreten. Das muss sich ändern, wenn man die Jugend für die Politik gewinnen will.

Den brasilianischen Jugendlichen scheint es nicht gut zu gehen, ihr Nationalstolz erodiert, sie diagnostizieren Regierungsversagen und erten starken Reformbedarf. Zudem hat die Sorge um Korruption neue Höchstwerte erreicht. Sind weitere Jugendunruhen zu befürchten?

Erstens sind die Sorgen der Jugend stets ein Gradmesser für den Zustand einer Gesellschaft als Ganzes, und zweitens stehen junge Menschen meistens an vorderster Front, wenn es um das aktive Einfordern von Reform und Veränderung geht. Insofern sprechen die Jugendbarometer-Befunde eine deutliche Sprache: Wenn sich nichts bessert, springt irgendwann der Funken über und es wird wieder Unruhen geben – seitens der Jugend auf jeden Fall, aber nicht nur dort.

Die Jugendlichen in Singapur und den USA beschäftigen eher materielle Sorgen, warum?

Hier tritt der reale oder befürchtete Verlust des Wohlstands und guter Beschäftigungsbedingungen in den Vordergrund, zumal in traditionell hoch materialistisch orientierten Gesellschaften wie eben den USA oder Singapur. Brasilien hat eine ganz andere Geschichte und eine ganz andere gesellschaftliche Realität.

Nach ihren Zielen im Leben gefragt, ist es den Jugendlichen in allen Ländern sehr wichtig, Freizeit und Beruf im Einklang zu halten. Ist das realistisch?

Da bin ich pessimistisch. Ich sehe zurzeit keinen Anlass, auf eine Trendwende zu hoffen in Bezug auf die eingeforderten, hohen Arbeitsleistungen. Die Jugend ist leider allzu belastbar, in der Regel geht sie auf Herausforderungen freudig zu. Die möglichen negativen Folgen – für das Familienleben, für die Gesundheit – treten erst viel später zutage.

Ein bedeutender Anteil der 16- bis 25-Jährigen hat bereits Schulden, sei es bei einem Handyanbieter, bei Kreditkartenunternehmen oder Privatschulden: Ist das alarmierend oder schlicht eine Frage der Kultur?

Alarmierend schon – wie bei allen, die hohe Schulden angehäuft haben, ungeachtet ihres Lebensalters. Es ist viel einfacher, Schulden zu machen, als sich dieser zu entledigen. Jugendliche Schuldnerinnen und Schuldner tragen eine Hypothek mit sich, die womöglich zum

Lebensstil wird und ihre Handlungsfähigkeit nachhaltig einschränkt. Zu konstatieren ist zugleich: Sowohl die Privatwirtschaft als auch nicht wenige Nationalstaaten geben mit ihrem eigenen Verhalten vor, dass Riesenschulden normal sind, vielleicht sogar erfolgversprechend sein können. Wie will man dann jungen Menschen beibringen, keine Schulden zu machen? Die Jugend lebt auch in einer allgegenwärtigen Konsumwelt, deren Ziel in der Ankurbelung des Konsums besteht. Wieso wundern wir uns, dass die Jugend sich verschuldet?

In der Schweiz ist die Schuldenlast tiefer. Warum?

Die Schweiz ist bekanntlich wohlhabend. Wie das Jugendbarometer zeigt, werden junge Menschen hier viel eher durch ihre Familien finanziell unterstützt. Wenn man ein Finanzpolster im Hintergrund hat, braucht man keine Kredite, oder die angehäuften Rechnungen werden von Eltern und Verwandten beglichen. Hinzu kommt eine hohe kulturelle Wertschätzung für Sparsamkeit und solides Wirtschaften, im Kleinen wie im Grossen. In Europa insgesamt ergeben sich in den Nationalstaaten entsprechend nuancierte Bilder, je nach der Kombination zwischen Kulturtradition und Wirtschaftsgebilde.

Zum Ende etwas Positives: Schenkte man den Jugendlichen einen grossen Geldbetrag,

würden sie weit über die Hälfte sparen, bis zu 75% in Singapur. Ist diese Generation möglicherweise vernünftiger als ihre Eltern, die Babyboomer?

Wer sagt, die Babyboomer waren oder sind nicht besonders vernünftig? Auf alle Fälle erfuhren sie in ihrer Jugendzeit ganz andere Rahmenbedingungen: Wirtschaftlich ging es aufwärts, gesellschaftlich entspannte sich vieles. Heute ist sich die Jugend nur zu bewusst, dass in erster Linie sie selbst für sich sorgen muss und dass es weniger Sicherheiten gibt. Es ist nicht einfach, heute ein Jugendlicher zu sein. □



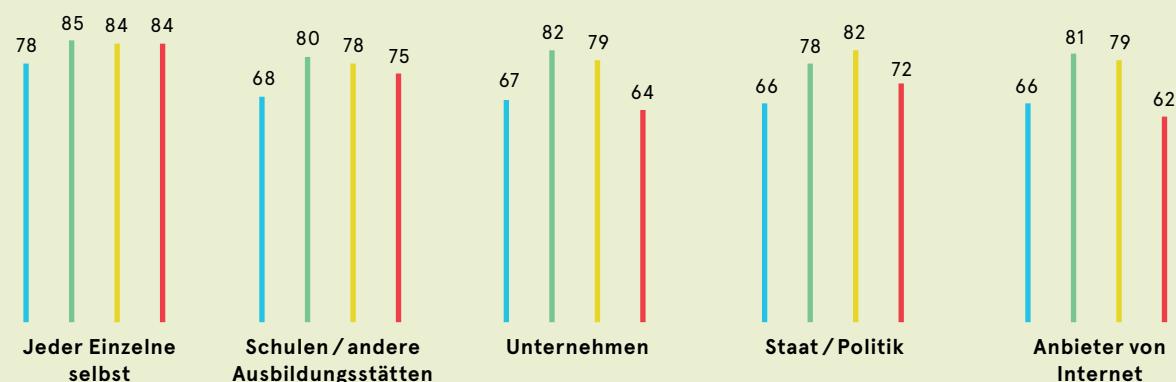
Lynne Chisholm ist Professorin für Erziehungswissenschaft der Generationen an der Universität Innsbruck und Gastprofessorin für politische Bildung am Institut für Bildungsforschung der Universität Oslo. Zurzeit ist sie Research Advisor am UNESCO-Institut für Lebenslanges Lernen (UIL) in Hamburg.

Schutz der eigenen Daten

Wer ist verantwortlich? Ich!

«Der Umgang mit Informationen in der digitalen Welt kann für den Einzelnen ein Sicherheitsrisiko bergen. Wie wichtig schätzen Sie die Rolle der folgenden Akteure beim Schutz des Individuums und seiner personenbezogenen Daten ein?»

in Prozent



03 – Schule, Beruf, Finanzen

USA
Brasilien
Singapur
Schweiz

In wirtschaftlich angespannten Zeiten erstaunt es nicht, dass die eigene Arbeitsstelle vielerorts nicht den Träumen entspricht (Abb. 3.1). Namentlich in Brasilien hat dieser Wert in den letzten zwei Jahren stark abgenommen (-14 pp). Entsprechend sehen viele Jugendliche ihre Stelle als etwas «Vorübergehendes» an und nicht als den Ort, an dem man sich selber verwirklichen kann.

In der Schweiz ist diese Tendenz etwas schwächer, doch auch hierzulande gibt es Probleme: 59% meinen, mit einem fremdländischen Namen würde man diskriminiert in Beruf und Ausbildung – diese Ansicht hält sich seit Jahren hartnäckig. In den anderen Ländern, auch im Einwanderungsland USA und im Vielvölkerstaat Singapur, liegt dieser Wert unter einem Drittel (Fakt 3.1) und nimmt stetig ab.

Eine weitere Schweizer Eigenart ist, dass man hier nicht auf den akademischen Weg fixiert ist (Abb. 3.4). Nur ein Drittel meint, ein Universitätsstudium sei die beste Grundlage für die Karriere (andere Länder: 65% und mehr). Dieses Resultat kann man als Votum für das duale Bildungswesen interpretieren, weil man es in der Schweiz eben auch mit einer Lehre zum CEO schaffen kann. Oder man liest es kritischer und attestiert der hiesigen Jugend eine gewisse Skepsis gegenüber der akademischen Laufbahn.

Dass die Schweizer Jugendlichen weniger Sorgen plagen als ihre Altersgenossen in den anderen Ländern, zeigt sich besonders stark bei der Frage, was man mit einem grossen, geschenkten Geldbetrag anfangen würde (Abb. 3.2). Die Schweizer Jugend würde knapp die Hälfte ausgeben und die andere Hälfte auf die Seite legen – in allen anderen Ländern würden mindestens 65% gespart.

Beim Ausgeben selber kommt abermals zum Vorschein, dass die Schweizerinnen und Schweizer weniger auf Statussymbole achten – weil sie ihnen weniger wichtig sind oder weil sie sie ohnehin schon besitzen? Immaterielle Werte sind ihnen auf je-

den Fall wichtiger: 14% des Geldes würden sie für Ferien ausgeben – den grössten einzelnen Betrag überhaupt.

Etwas zurückhaltend (knauserig?) sind die hiesigen Jugendlichen beim Spenden. Obwohl grundsätzlich ausgabefreudig, würden sie weniger geben als die amerikanischen Jugendlichen. Schaut man den Anteil am gesamten Ausgabenbetrag an, spenden sie am wenigsten von allen vier Ländern.

Hohe Schulden

Die amerikanische Jugend wird ihrem Ruf gerecht, wenn es ums Auto geht. In keinem anderen Land würden die Befragten so viel Geld für ein Fahrzeug ausgeben. Ähnlich verhalten sich die Jugendlichen in allen

vier Ländern bei Ausgaben für Familie, Schmuck und Kleider.

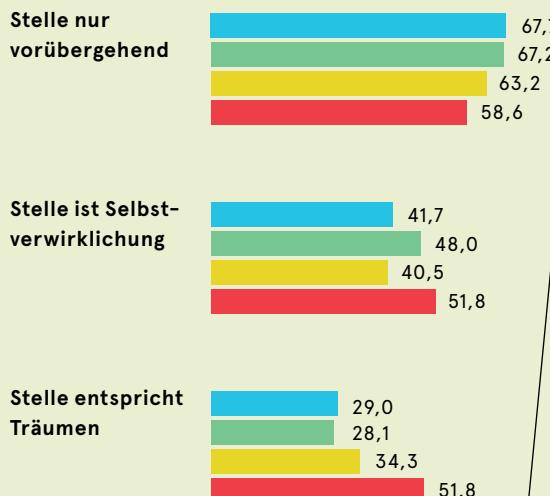
Letztlich geht es um die Frage, wie gut die Jugendlichen mit Geld umgehen können. Es gibt grosse Unterschiede bei den Schulden (Abb. 3.3): Nur wenige junge Schweizer sind im Zahlungsrückstand bei Kreditkarten- oder Telekommunikationsfirmen, anders sieht's in Brasilien und den USA aus. Die höheren Schulden mögen mit der jeweiligen gesellschaftlichen Akzeptanz von Krediten zu tun haben. Zu dieser These passt, dass die Anzahl der verschuldeten Jugendlichen in den USA in den letzten zwei Jahren stark abgenommen hat (Kreditkarten: -20pp, Handy -21pp) – tendenziell sind auch in den USA Schulden seit der Finanzkrise in Verruf geraten. □

Abb. 3.1 – Anstellung

Beruf ist nicht der Ort für Selbstverwirklichung und entspricht selten den Träumen

«Wie stark treffen folgende Dinge für Sie zu?
Sie können zwischen 0 und 100% eine
Schätzung abgeben.»

in Mittelwerten



Fakt 3.1 – Diskriminierung

59%
der
Jugendlichen
in der Schweiz
meinen,
mit einem
ausländischen
Namen
werde man
benachteiligt
(andere Länder
unter 33%).

Abb. 3.2 – Geld

Schweiz: ab in die Ferien Andere: sparen, sparen, sparen

«Angenommen, Sie bekommen einen Betrag von 10 000 Ihrer Landeswährung geschenkt, wie würden Sie das Geld verteilen?»
in Mittelwerten

Sparen/investieren

Ausgeben

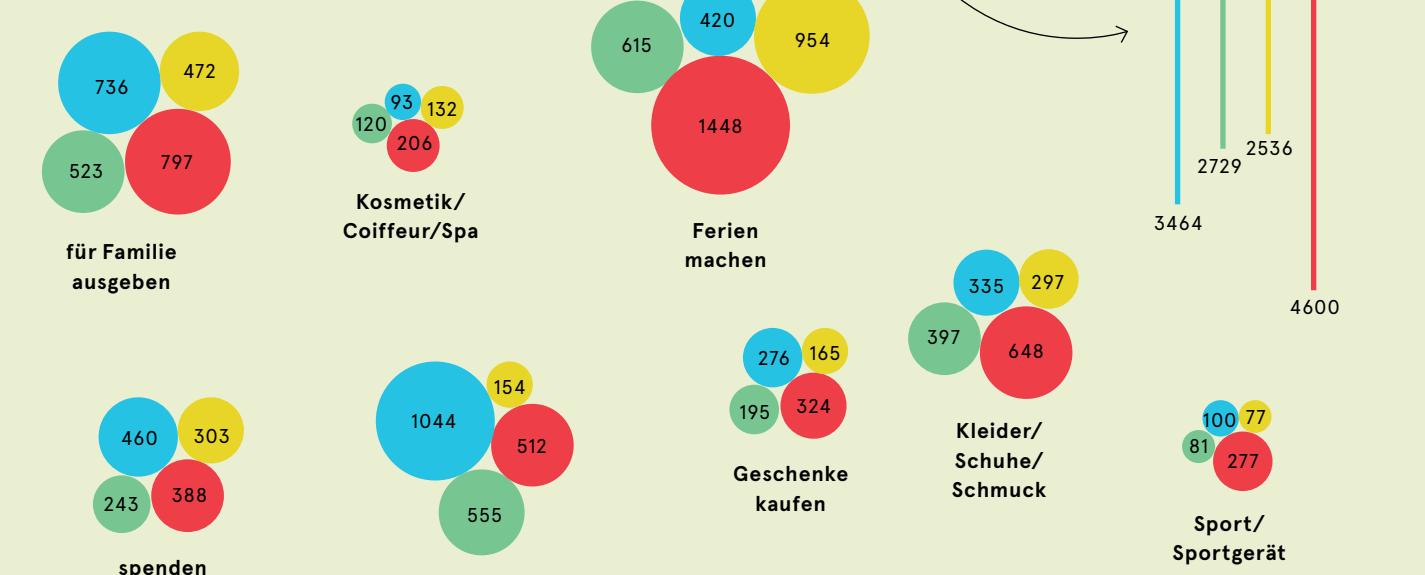
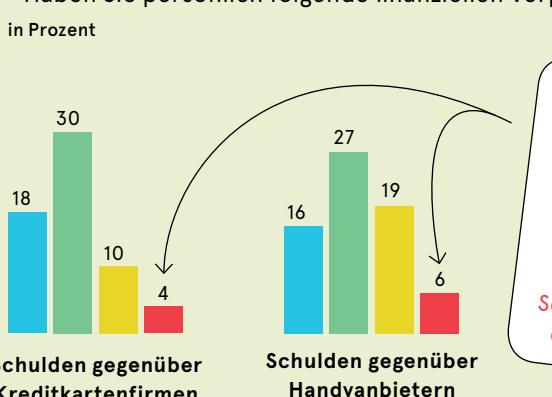


Abb. 3.3 – Finanzielle Verpflichtungen

Schulden bei Kreditkarten- und Telekommunikationsfirmen sind verbreitet

«Haben Sie persönlich folgende finanziellen Verpflichtungen?»
in Prozent



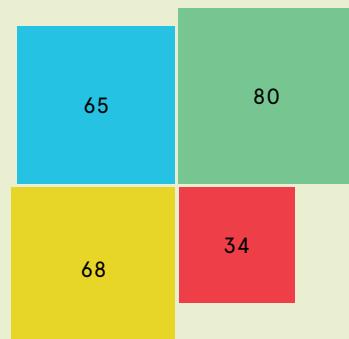
Nirgendwo sonst haben so wenige Jugendliche Schulden wie in der Schweiz.

Abb. 3.4 – Akademische Laufbahn

Universitätsstudium ist beste Grundlage für Karriere

«Wie einverstanden sind Sie mit den folgenden Aussagen über Beruf und Ausbildung?»

Antwort «Universitätsstudium ist beste Grundlage für Karriere», in Prozent



04 – Politik und Gesellschaft

USA
Brasilien
Singapur
Schweiz

Eines der Hauptresultate des diesjährigen Jugendbarometers ist die besorgniserregende Situation in Brasilien. Die Stimmung bei den 16- bis 25-Jährigen im 200-Millionen-Land könnte nicht stärker mit den fröhlichen Bildern von der Fussballweltmeisterschaft diesen Sommer kontrastieren. Stolz auf das eigene Land sind noch 12%, während es vor Jahresfrist noch 39% waren und 47% vor zwei Jahren (Abb. 4.1). Drei Viertel der jungen Brasilianerinnen und Brasilianer sorgen sich wegen Korruption – in keinem anderen Land gibt es ein Problem, das nur annähernd von so vielen Jugendlichen empfunden wird (Abb. 4.3). Neben der Korruption haben Sorgen um die Gesundheit und um Schule und Universität an Bedeutung gewonnen, Arbeitslosigkeit und städtische Gewalt komplettieren die Hauptprobleme des Landes.

Im Jugendbarometer 2013 wurden erste Zeichen der Unzufriedenheit in Brasilien sichtbar, in diesem Jahr hat sich die Lage für die Jugendlichen anscheinend weiter verschlechtert, auch die Zuversicht

hat stark abgenommen (Seite 60, Abb. 2.1). Es erstaunt nicht, dass 9 von 10 Jugendlichen politische Reformen verlangen. Soziologieprofessorin Lynne Chisholm warnt: «Wenn sich nichts bessert, springt irgendwann der Funken über und es wird wieder Unruhen geben» (siehe Seite 66).*

Steht ein Konflikt der Generationen an?

Ein Thema, das an Dringlichkeit gewonnen hat, ist die Auseinandersetzung mit älteren Generationen respektive die demografische Herausforderung (Abb. 4.2.). In der Schweiz zeigt sich das auch darin, dass die Altersvorsorge AHV als ein immer grösseres Problem angesehen wird (Abb. 4.3, +7 pp im Vergleich zu 2011). Sind das erste Anzeichen eines Generationenkonfliktes? Als Hauptproblem nennen die jungen Schweizerinnen und Schweizer seit fünf Jahren das gleiche: die Ausländer. Immerhin hat diese Sorge trotz der Masseneinwanderungsinitiative nicht weiter zugenommen. In direktem Zusammenhang zur angenommenen Initiative steht vermutlich das drittgrösste Problem: die EU

und die bilateralen Verträge, ein Thema, das letztes Jahr nur 10% der jungen Schweizer beschäftigt hat, dieses Jahr 26%.

Die Jugendlichen in den USA und Singapur plagen materielle Sorgen wie der Benzinpreis, die Inflation und die Löhne. Etwas überraschend hat das Problem der Arbeitslosigkeit nicht an Bedeutung gewonnen, sondern ist auf hohem Niveau stabil geblieben – ausser in der Schweiz, da hat es sogar abgenommen: 2010 war Arbeitslosigkeit noch die zweitgrösste Sorge (42% Zustimmung), heute ist sie noch auf Rang 5 (24% Zustimmung).

Die Jugendlichen in den vier untersuchten Ländern teilen die Begeisterung für die digitale Welt und scheinen, was Beruf und Finanzen angeht, grösstenteils realistisch und vernünftig. Länderspezifische Unterschiede bestehen in Brasilien, wo die Jugend äusserst unzufrieden ist, und in der Schweiz, wo es ihr materiell besser geht als in den drei anderen Ländern. □

* Redaktionsschluss war vor den Wahlen.

Abb. 4.1 – Patriotismus

Schweizer mögen ihr Land

«Wie stolz sind Sie auf Amerika/Brasilien/Singapur/ die Schweiz?»

in Prozent

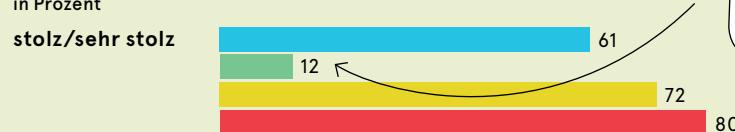
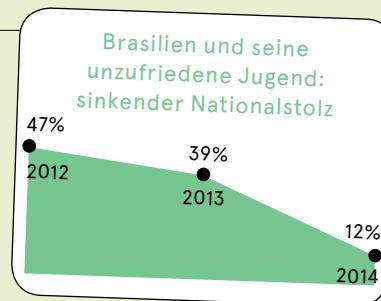


Abb. 4.2 – Demografie

Der Generationenkonflikt

«Auf absehbare Zeit wird es immer mehr ältere Menschen im Pensionsalter und immer weniger junge Menschen geben in Ihrem Land. Wie beurteilen Sie das?»

in Prozent



Fakt 4.1 – Reformen

91%
der jungen
Brasilianerinnen
und Brasilianer
machen einen
Reformbedarf
aus in ihrem
Land, 11% mehr
als letztes Jahr.

Abb. 4.3 – Fünf wichtigste Probleme

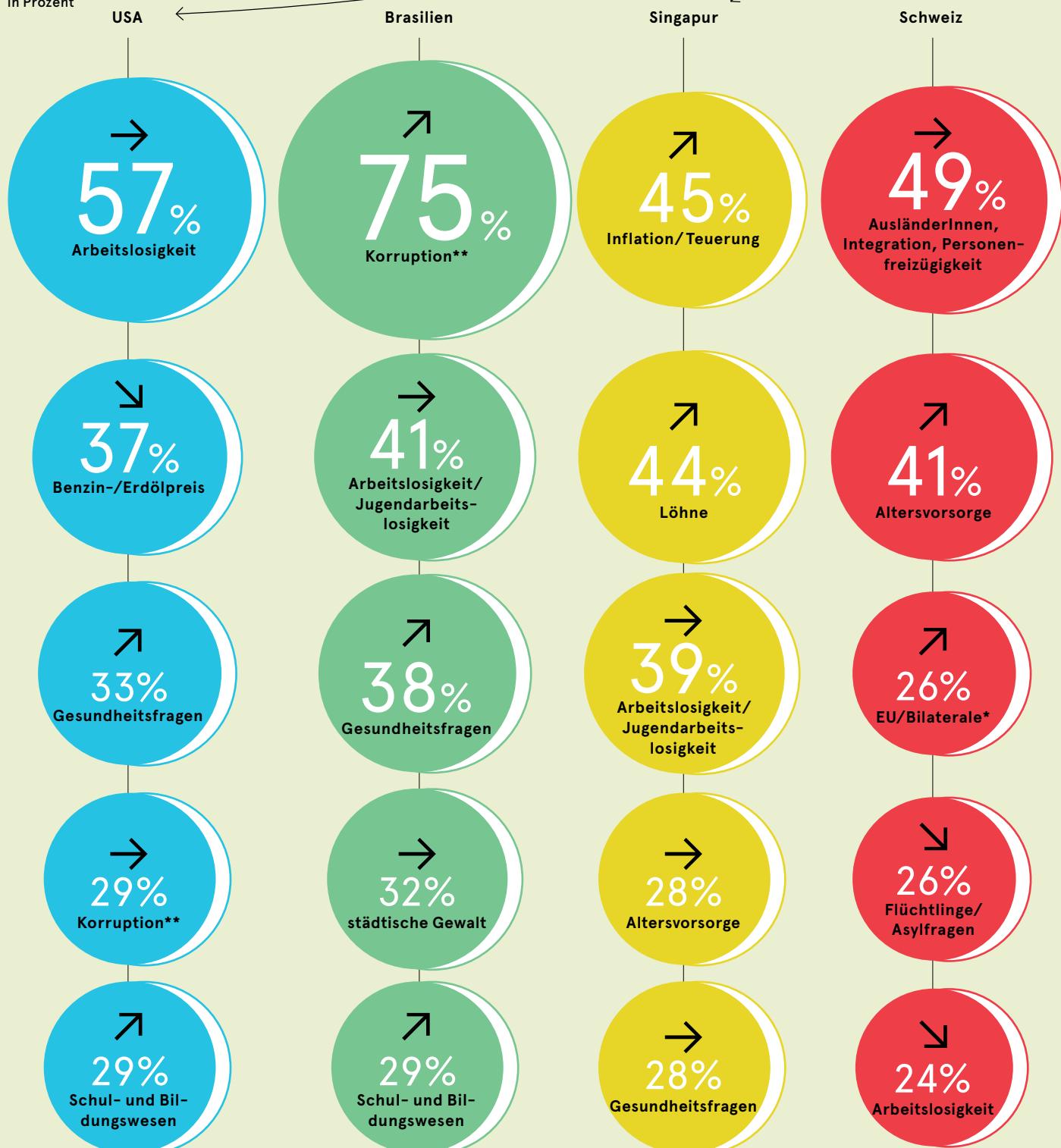
Arbeitslosigkeit, Korruption, Inflation und Ausländer



Die Jugendlichen in den USA und in Singapur beschäftigen materielle Probleme.

«Auf dieser Liste sehen Sie einige Themen, über die in der letzten Zeit viel diskutiert und geschrieben worden ist: Sehen Sie sich bitte die gesamte Liste an, und wählen Sie dann aus dieser Liste jene fünf Punkte aus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme Ihres Landes ansehen.»

in Prozent



*nur in CH befragt, **nur in USA, BR und SG befragt

Die übernächste Generation



Übersetzung für Erwachsene: «Oh Mann, meine Eltern haben mir den Nachrichtendienst WhatsApp verboten für die Ferien» – «Das würde mich tierisch nerven» – «Was soll ich nur tun?» – «Gebe nur nicht auf in Selbstmitleid» – «Halte den Mund [hdf = Halt d frässi], meine Eltern sind echt spiessig» – «Ja, sie sind Ewiggestrig» – «Ich habe einen Trick, wie es trotzdem geht: Sende mir die Nachrichten von WhatsApp gesammelt in einem Dokument per E-Mail. So kann ich die App löschen und die Eltern meinen, ich arbeite» – «Glücklicherweise brauchen wir E-Mail nie im Freundeskreis, die dummen Eltern meinen, das sei nur für die Schule» – «Themenwechsel: Hast du das neue iPhone 6 gesehen?» – «Ich finde es toll und möchte unbedingt eines haben» – «Ich auch, darum muss ich brav sein zu Hause, sonst finanzieren es meine Eltern nie» – «Bist ein cleveres Bürschchen» – «Danke. Ich muss mal weiter [bb = bis bald]» – «Man sieht sich».



LUXUSWOHNUNGEN

MIT HOTELSERVICE NAHE LUGANO



VERKAUF UND VERMIETUNG, AUCH FÜR KURZAUFENTHALTE

Nur wenige Minuten vom Stadtzentrum Lugano entfernt mit atemberaubendem
Blick über den See. Exklusive Wohnungen mit SPA, Restaurant, Innen- und
Aussenpool. Komfort und Privatsphäre in stilvollem Ambiente.

WWW.RESCORTCOLLINADOLORO.COM

RESORT COLLINA D'ORO

VIA RONCONE 22, 6927 AGRA, LUGANO | Tel. +41 91 641 11 11
INFO@RESCORTCOLLINADOLORO.COM



WELTWEIT AUF DIE MINUTE GENAU.



Duomètre Unique Travel Time. Kaliber Jaeger-LeCoultre 383.

Paris, New York, Tokio, Neu-Delhi ... Schweizer Präzision auf Weltreise. Die zweite Zeitzone der Duomètre Unique Travel Time kann – dank des Dual-Wing Kalibers – auf die Minute genau eingestellt werden. Ermöglicht wird diese Meisterleistung durch die 180 verschiedenen Fertigkeiten, die alle unter dem Dach der Manufaktur Jaeger-LeCoultre vereint sind. Gemeinsam tragen sie zur ständigen Weiterentwicklung der Haute Horlogerie bei.

JAEGER-LECOULTRE
SIE VERDIENEN EINE RICHTIGE UHR.

Zürich Boutique

Bahnhofstrasse 32

+41 (0)44 213 88 80